Vierter Preis

für

Anna Müller

Schülerin der I. Klasse

zu St. Anna.

Augsburg d. 2. Aug. 1869.

Fr. Krauß, Lehrer.

Feldblumen.

Erzählungen für die reifere Jugend

von

Marie Mindermann.

Drittes Bändchen.

Der Dreifaltigkeitsring und Ein Neujahrstag.

Glogau,

Druck und Verlag von Carl Flemming.



Rud. Geissler fec.		Neujtg.

Der Dreifaltigkeitsring

und

Ein Neujahrstag.

Zwei Erzählungen für die reifere Jugend

von

Marie Mindermann.

Mit Illustrationen von Rudolph Geißler.

Glogau, [1860]
Druck und Verlag von Carl Flemming.

Inhalt.

Seite
Der Dreifaltigkeitsring 1
Ein Neujahrstag 83

Der Dreifaltigkeitsring.

Novelle aus dem wirklichen Leben.

I.

Es war im Frühling des Jahres 1795, als vier junge Männer, dem Handwerkstande angehörig, einen kleinen Kauffahrer verließen, der soeben vor Kopenhagen Anker geworfen hatte. Man merkte es an den bleichen Gesichtern und dem schwankenden Gange, daß die letzten Spuren der unvermeidlichen Seekrankheit noch Stand hielten, und drei von ihnen überhörten geflissentlich den Spott des lustigen Schiffers, der sie noch beim Abschiede mit dem wenig schmeichelhaften Prädicat: „jämmerliche Landratten!“ belegte. Nur der vierte, eine kurze, breitschultrige Gestalt, mit schwarzem Kraushaar und stechenden grauen Augen, sah zornig um und rief zurück: „Hol' Dich der Geier, Du getheerte Wasserratte! Wären wir dreißig Jahre in solchem Heringsloch eingepfercht gewesen wie Du, daß uns die Beine wie gekrümmte Säbel nach auswärts ständen, kämen wir auch schon von Kiel bis Dänemark, ohne den Magen hundertmal umzukehren!“

Der Schiffer hörte die giftigen Worte nicht, denn es gab viel zu thun auf dem Schiffe; einer der Fremden aber sagte unwillig: „Wie Du doch nimmer Spaß ertragen kannst und gleich überkochst! Was schadet's uns, wenn man uns „Landratten" schilt, wir werden drum doch nicht auf allen Vieren laufen, und das nackte Rattenschwänzchen wird uns eben so wenig wachsen. Wer den Schaden hat, hat auch den Spott! Das ist ein altes Sprichwort."

„Hm!" versetzte Jener, „wie man in den Wald hineinruft, klingt die Antwort", und auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil", so mein' ich's!"

„Hoho, Mecklenburger!" rief der Andere, „brich doch nicht den Streit vom Zaune, sondern bedenke: der Klügste schweigt!"

„Nun, so schweige Du!" rief der Grauäugige spöttisch, „hältst Dich ohnehin für gescheuter und besser, als Andere. Schleuderst freipostig einher ohne Felleisen, läßt Dir, wie ein Baron, den Koffer nachtragen, während wir unsern Ranzen selbst schleppen; schämst Dich zu fechten, wie andere rechtschaffene Jungens, sondern zehrst großartig von eigenem Vermögen."

„Das erlauben mir meine Mittel", sagte Jener gleichmüthig, „ich arbeite und spare; drum bin ich auf der Wanderung kein Packesel und Fechtbruder. Könntest Dir's auch so bequem machen, wenn Du nicht Alles verthätest."

„Was geht's Dich an, Du hochmüthiger Hansemann!"

schrie der Getadelte, dunkelroth vor Zorn, „hab' ich Dich als Hofmeister in Dienst genommen, daß Du mich Moses und die Propheten kennen lehrtest?"

„Gott bewahre!" erwiederte der Hansestädter lachend, „einen so alten, verlornen Burschen, wie Figura zeigt, möchte ich nicht in die Lehre nehmen; an dem ist Hopfen und Malz verschwendet!"

Der Mecklenburger hatte eine bitterböse Antwort auf der Zunge; heftig stieß er den gewichtigen Knotenstock auf den Boden; aber die Andern traten begütigend zwischen die Streitenden. „Was soll's wüste Zanken?" sagte Einer, ein gutmüthiger Schwabe, der gern mit aller Welt in Frieden lebte; „wer's hörte in der Fremde, würd' wunderlich von der deutschen Einigkeit denken. Kommt mir's doch vor, als ging's um's Kaisers Bart, von dem Keiner ein Härle bekommt. Dir, Bruder Mecklenburger, hilft Dein Neid nicht; der Bremer wird stets feine Arbeit haben und sich Füchse sammeln; Dir, Bruder Hansemann, wird's nicht fügen, Jenem das Kartenspiel nnd das Herumflankiren zu verleiden. Drum begebt Euch in Frieden und laßt's Jeden treiben, wie's ihm zusagt. Das aber ist nicht erlogen, daß der Bremer im Recht ist. Und nun ab damit und zur Ruhe!"

Damit war denn der Friede wieder hergestellt, bei dem Hansestädter vollkommen; der war ein gutmüthiger Bursch und trug Niemandem etwas lange nach; bei dem Andern nur theilweise, der besaß ein ziemlich Maß von Rachsucht,

und wenn er jetzt gute Miene machte, so schwirrte ihm doch ein häßlicher Gedanke durch's Hirn, der in Worte gefaßt etwa lautete: „Es wird sich schon passen, Dir eins zu versetzen."

Man kam jetzt in die Nähe des im letzten Winter abgebrannten Schlosses. Hunderte von Händen waren thätig, zu schaufeln, wegzuräumen, zu restauriren, aber noch war erst wenig gethan, denn das mächtige Gebäude verlangte viele Arbeiter und viel Zeit. Die hohen, rauchgeschwärzten Mauern starrten düster und unheimlich in den blauen Lenzhimmel hinein, und durch die leeren, gewaltigen Fensterbogen glitt, unbekümmert um die Zerstörung, der goldige Sonnenstrahl hinab, um im Innern der öden Räume auf verkohlten Balken und Steingeroll zu glitzern.

Die jungen Bursche standen still und blickten seltsam ergriffen auf den zerstörten Riesenbau, selbst der Mecklenburger vergaß seinen häßlichen Gedanken von vorhin; denn das eben ist die Macht allgewaltiger Erscheinungen, daß sie uns wider Willen ableiten vom eigenen kleinen Ich; daß wir uns gefangen geben in die unsichtbare Hand eines Schicksals, einer Größe, die ihren Stempel auf Dinge und Menschen drückt.

„Ach, du meine Güte!" sagte der vierte der jungen Bursche, ein gutes Berliner Stadtkind, das mag ein Brand gewesen sein! Das ist ja ein Schloß wie eine kleine Stadt."

Der Bremer wandte sich schaudernd ab und sagte halblaut: „Weiß Gott, mir ist nichts so schrecklich, als eine

Feuersbrunst, und säße das Feuer mir selbst einmal auf den Fersen, ich würd' den Kopf verlieren."

„Noth lehrt beten, und Noth schafft Muth!" meinte der Stuttgarter; „Niemand weiß sicher, was er kann, wenn er muß."

Die Bursche gingen nun tiefer in die Stadt hinein, fragten sich durch ein Gewirr von Gassen, Gäßchen und Plätzen nach der Herberge, und saßen bald behaglich auf der hölzernen Bank hinter dem langen weißgescheuerten Eßtisch, auf welchem ein frugales Mittagsmahl in einfacher Würde prangte. — Als man sich gütlich gethan, forderten der Berliner und der Mecklenburger Karten, um, wie sie es nannten, den Nachtisch zu improvisiren; die beiden Andern aber richteten allerlei Fragen an den Herbergsvater, die Art und Weise des Lebens in Kopenhagen betreffend, wie auch die Sehenswürdigkeiten der dänischen Residenz. Man kam auf das niedergebrannte Schloß zu reden, und der Bremer äußerte sein Erstaunen, wie es möglich gewesen, daß Alles bis auf die nackten Mauern ein Raub der Flammen geworden, da das Feuer doch nicht zur Nachtzeit ausgebrochen und Hülfe an Ort und Stelle gewesen sein müsse. Der Herbergsvater nickte zustimmend und sagte dann nach einer Weile: „Ja, es war auch zum Erstaunen. Aber das Feuer hatte sich links und rechts, in die Kreuz und Quer entzündet; so verbreitete es sich unglaublich schnell und spottete aller Hülfe. Da es überall Nahrung fand, namentlich auf den Böden

des Schlosses, wo man Balken, Pfahl- und Lattenwerk in Massen aufgespeichert hatte, so konnte es seine langen Arme gemächlich ausstrecken, und als nun der Boden über der offenen Haupthalle brach und flammende Balken und Bretter herunterstürzten, die nach allen Seiten dem Elemente eine Gasse bauten, da wälzte die Gluth sich durch's ganze Schloß, und an Rettung des prächtigen Gebäudes war nicht mehr zu denken. Noch einmal wagte man's mit Tollkühnheit hinein zu dringen, um irgend ein werthvolles Stück zu retten; da stürzte das Kupferdach prasselnd herab, die Flammen färbten sich blau und grün, als hätte man einen Centner Schwefel hineingeworfen; mit genauer Noth entkamen die Muthigen, und nun überließ man das Schloß ruhig seinem unvermeidlichen Untergange."

„Und ist's wahr, daß viele Menschen dabei verunglückten, wie es in den Zeitungen stand?" fragte der Bremer.

Jener seufzte, dann entgegnete er: „Die Zeitungen lügen sonst rechtschaffen drauf los, wenn's dergleichen giebt; sie machen aus der Sternschnuppe einen Kometen, aus dem Knall eines Pistols einen Kanonendonner und aus 'nem Schnupfen ein hitzig Fieber. Diesmal aber hatten sie Recht: der Schloßbrand hat viele Menschenleben gekostet; ich selbst hatt' einen Schwestersohn darunter. Es war noch ein blutjunger Fant und bei einem Grobschmied in der Lehre. Waghalsig, wie immer, wollt' er retten, helfen und drang in's brennende Gebäude. Man sah ihn bald darauf mit einem

anscheinend schweren Koffer in der Haupthalle; da war's, als der Boden brach, ein brennender Balken schlug den armen Burschen nieder, er kam nicht zurück." Der Wirth schwieg und riß hastig den langen Schirm seiner Lederkappe über die Augen.

„Das ist schrecklich!" sagte der Stuttgarter; der Bremer schaute vor sich hin, er sprach nichts, aber man sah's ihm an, wie das Schicksal des muthigen Burschen ihn erschütterte. Nach einer Weile fuhr der Herbergsvater fort: „Daß so Mancher bei dem unglücklichen Ereignisse elendiglich umkam, rührte daher, weil die Wenigsten mit den Localitäten des Schlosses bekannt waren. Ein Jeder kannte Christiansburg von Außen und freute sich über die Größe und Prächtigkeit des königlichen Wohnsitzes, dessen Bau seine sechs Millionen gekostet hatte; aber von der innern Einrichtung, von den gewaltigen Räumlichkeiten machte er sich keinen Begriff. Daher kam es, daß von den muthig Eindringenden nur einzelne wieder zurückkehrten; die übrigen verirrten sich in den vielen Kreuz- und Quergängen, sie verloren den Eingang aus den Augen, suchten, von Rauch und Flammen verfolgt, durch andere Thüren zu entkommen, die sie nicht in's Freie, sondern nur tiefer in's brennende Schloß hinein führten, und so ist der Verlust von Männern und Burschen leicht zu erklären."

„Wie aber entstand das Feuer?" fragte der Bremer.

„Ja, wie entstand's?" entgegnete Jener, indem er heftig

auf den Tisch schlug; „aus unverzeihlicher Fahrlässigkeit, aus bodenloser Dummheit, die der liebe Herrgott strafen möge! Wochenlang schon hatte man im Schlosse einen brandigen Geruch gespürt, aber der Ursache davon nicht gehörig nachgeforscht. Statt die Röhren zu untersuchen, die zum Heizen der Corridore dienten und in denen der Ruß sich angesetzt und durch hängengebliebene Funken entzündet sein mochte, begnügte man sich, den verdächtigen Geruch unbeachtet zu lassen. So hatte das heimlich thätige Element Zeit genug, in den Röhren weiteren Fuß zu fassen, bis denn eines Tages, als die königliche Familie zu Mittag speist, einige Röhren durchbrennen, einige Schornsteine springen und die unglückliche Geschichte zu Tage kommt."

„Es wird viel Zeit und Geld kosten und Arme dazu, um's Schloß wieder aufzubauen," bemerkte der Stuttgarter.

„Ja, ja", meinte der Wirth, „sechs Millionen sind keine Sandhäufchen, die sich zusammentragen lassen von heut bis morgen. Und doch treibt die Regierung das Geld schon bei, wenn sie's ernstlich will, theils hier und in Jütland, theils in den Herzogthümern; das sind Dänemarks Goldgruben! — Doch, wenn's Geld auch auf dem Haufen liegt und an Zeit und rüstigen Armen kein Mangel ist, wir bekommen, so denk' ich, doch nimmer ein so prächtig, gewaltig Schloß wieder, wie das so elend in Flammen aufgegangene!"

Während dieser lebhaft geführten Unterhaltung hatten die andern beiden Gesellen Karten gespielt; der Mecklen-

burger, heute nicht vom Glück begünstigt, schien auf den Grund seines Geldbeutels gekommen zu sein, denn er schaute unmuthig in die leere, unheimliche Tiefe desselben hinab. „Wer borgt mir eine Mark Courant?" fragte er die Genossen, indem er die Karten bei Seite warf und rasch aufstand.

„Ich nicht", antwortete gleichmüthig der Berliner, „von Dir ist nichts wieder zu kriegen, denn Du verthust, was Du hast."

„Bis auf das, was Du mir abgewinnst", brummte der Mecklenburger, „und das verthust Du gern selbst."

„So ist's!" lachte der Berliner; „Jeder steht sich selbst am nächsten."

„Nun, wer von Euch will mir borgen?" fragte der Mecklenburger, zu den beiden Andern gewandt.

„Borgen macht Sorgen!" entgegnete der Bremer, „sowohl für den, der's giebt, als für den, der's nimmt. Verthätest Du übrigens Dein Geld nicht mit Spiel und sonstigen nichtsnutzigen Dingen, borgte ich Dir wohl, so aber nicht!"

Jener biß sich auf die Lippen, aber er sagte nichts, sondern rasch, als fürchte er ein böses Wort, trat er zum allezeit gefälligen Schwaben und wiederholte sein Anliegen. Dieser, dem's Geld eben nicht an die Seele gewachsen war, der auch nicht entfernt daran dachte, durch wie kleine und unbedeutende Dinge man oft den Grund zu einer künftigen Existenz legt, zog bereits sein ledernes Beutelchen hervor, löf'te vor-

sichtig den abgegriffenen rothen Faden, der es zusammenhielt, und indem er 16 Schillinge auf den Tisch zählte, sagte er gutmüthig: „Will man fröhliche Aufsicht haben, muß man Dir schon für einmal willfahren, Du wüster Gauch! Da hast die Mark, werd' sie wohl, wie so manches andere, in den Schornstein schreiben müssen, denn Dein Wochenlohn ist schon durch die Finger, eh' Du's drin hast. Das aber nimm in den Kauf: der Bremer hat wieder recht, und ich bin ein alt's Weib, daß ich Dir den Willen thu', des lieben Friedens halber."

„Ja, der Baron von der Hansa hat's Euch angethan!" spottete Jener, steckte das Geld ein, drückte sich in die Ecke der langen Bank und legte sich gähnend zurück.

„Hoffentlich ist Arbeit hier?" fragte der Hansestädter den Wirth.

„Gewiß", war die Antwort, „wenn Ihr tüchtige Blockmacher*) seid. Im Kanal von Kopenhagen, fast rings um's selige Schloß herum — Gott verzeih mir den unpassenden Ausdruck! Aber ich hatt's lieb, das Schloß, lieb wie einen großen stummen König — nun denn, was ich sagen wollte: im Kanal liegen täglich mehrere hundert Schiffe von aller Herren Ländern, und da giebt's genug zu hantieren für die Drechsler."

*) Blöcke nennt man die Scheiben an den Schiffstauen, welche zum Aufwinden und Aufhissen benutzt werden.

„Na", meinte der Berliner, „das Blockmachen hab' ich ziemlich los; das lernte ich in Danzig."

„Und ich alleweile in Hamburg", fiel der Schwabe ein, „stand dort zwei Jahre in Arbeit, und da lernt sich schon was. Im Würtemberger Lande weiß man wenig davon, denn der Neckar macht sich nicht breit mit seiner Schifffahrt."

„Und der Hansemann wird sein Rohr auch schneiden können?" fragte der Wirth.

Dieser zuckte die Achseln und erwiederte: „Das wohl; aber das Blockmachen ist eine langweilige Arbeit; ewig ein und derselbe Schnitt und dasselbe Holz! Man lernt nichts dabei; ich hab' lieber andere Arbeit, feinere, bessere, bei der man den Kopf zusammennehmen und calculiren muß."

„Ah so!" unterbrach der Wirth ihn lebhaft, „Ihr hättet gern etwas Apartiges, merk' ich. Nun, das ist eben nichts Schlechtes, und steht's einem Handwerker wohl an, über's Warmbier und den Salzhering *) hinaus zu denken. Ich mag schon leiden, wenn man so ein wenig vom Handwerk in die Kunst hinein pfuscht, wie man's nennt. Und auch dazu ist Rath in Kopenhagen, Freund Hansemann; es giebt hier ein Paar Meister, die allerlei feine Arbeiten liefern in Knochen und Ebenholz, in Elfenbein, Schildpatt und Perlmutter. Das wär' für Euch, und wenn eben die Arbeit gut geht, da nimmt man gern einen wackern Gesellen noch zu

*) Biersuppe und Salzhering war damals eine übliche Kost in Kopenhagen.

den zwei und drei, die man schon hat. — Einen Meister aber wüßt' ich Euch — doch der ist leider versehen, hat sich erst kürzlich einen Gesellen aus Paris verschrieben; — sonst, die Arbeit hätt' ich Euch gegönnt."

„Und wie heißt der Meister?" fragte der Bremer aufgeregt.

„Ja seht", war die Antwort, „das ist unser Lorenz Spengler, Aufseher der Kunstkammer und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften."

Jener blickte groß auf und fragte erstaunt: „Aufseher der Kunstkammer und — ein Handwerker?"

„So ist's!" versetzte der Wirth; „es kann viel aus dem Menschen werden, wenn er vorwärts strebt und sein Pfund nicht verscharrt. Der Spengler steht in großer Achtung bei Hofe und bei allen Andern. Er ist ein feiner Kopf, hat klein angefangen und kann jetzt seinen Sohn mit einem Hofmeister auf Reisen schicken."

„Alle Wetter!" rief der Berliner aus, „das will etwas sagen; das kann bei uns kein Drechsler."

„Nun", meinte der Wirth, „es haben auch nicht alle so viel Hirn im Kopf, wie der Spengler; auch trifft nicht Alles so zusammen wie bei ihm."

Der Bremer war ganz nachdenklich geworden. Er konnte den Gedanken an Spengler, an die Kunstkammer, an feine, zierliche Drechslerarbeit nicht los werden. Der Herbergsvater merkte es ihm an und sagte tröstend: „Nun, gegen

einen Pariser läßt sich nicht anarbeiten; das sind fein- und flinkfingerige Gesellen. Und einen braucht der Spengler nur, denn er läßt bloß für die königliche Familie arbeiten. Aber es giebt auch sonst noch tüchtige Meister hier, wo's nicht nach dem alten Schlendrian geht. Ich werd' Euch schon Anweisung geben, und da mögt Ihr sammt und sonders Euer Heil versuchen."

Nach wenigen Tagen hatten die vier jungen Leute der Herberge Valet gesagt, denn alle waren in Arbeit getreten; und der Bremer richtig bei einem Meister, der allerlei feine und tüchtige Sachen lieferte. Es ging dem vierblättrigen Kleeblatt, an dem freilich das eine Blatt ein halb dürres und wurmstichiges war, ganz leidlich: schwere Arbeit, aber kein schlechter Wochenlohn; hielten sie gut Haus, so konnten sie etwas erübrigen. Zwar, wenn sie auf der Herberge zusammenkamen, hatten die Blockmacher gar viel über ungewohnte Kost, schlechte Schlafstellen und sonstige Dinge zu klagen; dem einen fehlte dies, dem andern das. Nur der Bremer klagte über nichts, und wenn er gefragt wurde, ob ihm denn Alles nach Wunsche gehe, so antwortete er ruhig: „Ich strecke mich nach der Decke. Daß man in den Lehr- und Wanderjahren nicht hinter Vaters Ofen und der Mutter Kohltopf sitzt, hab' ich lang' gewußt; man muß zufrieden sein, wie's eben kommt. Käm' es auf's Wünschen an, so würde man im Sarge noch nicht zu Ende damit sein; drum hüte man sich — anzufangen."

Auf solche verständige Reden bekam er dann regelmäßig den Spott des Mecklenburgers als Antwort. „Ja", sagte der Spötter, indem er die Mundwinkel tief herabzog, „ja, der Bremer, das ist einer, der sich zu machen weiß! Dem ist's nicht genug, auf Reisen per Post zu fahren, während andere arme Schlucker die Sohlen sich ablaufen; Gott bewahre! Er spielt auch noch den Weisen, der mit Allem zufrieden ist, wie's ihm unter'n Fuß kommt. Mich soll's nicht wundern, wenn er Professor würde und Vorlesungen hielt' über die Genügsamkeit."

Daß solche Spöttereien manchmal Anlaß zu Hader und Verdruß gaben, stand zu erwarten. Der Stuttgarter wie der Berliner ließen nichts auf den Geschmähten kommen, denn sie kannten ihn als einen braven, geschickten Burschen; auch der Herbergsvater nahm sich seiner an und gab dem Störenfried manchen derben Verweis; aber dieser fiel immer wieder in seine böse Natur zurück. Die Folge war, daß der Bremer seltener auf die Herberge kam oder eine Zeit wählte, wo er wußte, daß der Mecklenburger anderweitigen Zerstreuungen nachging. Der Wirth, der den jungen Mann liebgewonnen, weil er fleißig war, für sein Leben gern etwas Gutes und Nützliches hörte, nach Allem fragte und forschte, was seine Kenntniß von Menschen und Zuständen aufklären, festsetzen oder bereichern konnte, kein Geld verthat, sondern so viel möglich es zusammenhielt, ohne deshalb ein Filz zu sein, der dem Armen den Schilling zugleich mit Feuer in die

Hand giebt, — der Wirth lobte ihn wegen seines Zurückhaltens, und daß er nicht sogleich Pulver auf die Pfanne schütte, um loszubrennen. „Ihr macht's am besten so", pflegte er zu sagen, „kommt selten oder paßt auf, wenn die Luft rein ist. Sind wir unter uns, da geht's gemüthlich von Statten; wir plaudern und schmauchen, trinken einen Deckelkrug Dünnbier, und da ist kein Singen noch Klingen, kein Zanken noch Kranken*), kein Wetzen noch Hetzen."

So verging eine geraume Zeit; der Meister hatte sich bald überzeugt, daß der Gesell aus der Hansestadt ein tüchtiger Arbeiter war, und erhöhte unaufgefordert den Wochenlohn; das freute nun zwar den unverdrossenen Burschen, und er fühlte sich geehrt durch diesen Beweis der Anerkennung, aber so recht zufrieden war er doch nicht, wenn er's auch Keinem anvertraute, selbst dem Herbergsvater nicht, aus Furcht, lächerlich zu erscheinen und undankbar gegen das Schicksal obendrein. Was seine Zufriedenheit störte, das war der Gedanke an Lorenz Spengler und das geheime Verlangen, in der Werkstatt eines solchen Meisters zu arbeiten; aber das war vergeblich Wünschen, und weil's vergeblich war, mocht's um so quälender sein. Sonntags nach der Kirche strich der junge Mann auf der Insel umher, wo einst die prächtige Christiansburg sich erhob; dort hinab reihten sich die königlichen Marställe, die das Feuer verschont hatte;

*) Provinzialismus für „Kränken".

hier die Gebäude, welche die Bibliothek, die Archive, die Kunstsammlung enthielten, und weiter hinab stand das Haus Lorenz Spenglers. Hier zu arbeiten, zu lernen, an Sonn- und Festtagen den Anblick der Kunstschätze zu genießen, das war das Ziel seiner Sehnsucht, die ihn nicht losließ, so oft er's auch versuchte, sie abzuschütteln. Was die Kunstkammer betraf, so wäre ihm der Eintritt wohl gestattet, wenngleich derselbe schwieriger als sonst war, da man bei'm Brande fast alle Gegenstände der Sammlung fortgeschafft und noch nicht wieder vollständig arrangirt hatte. Allein unser Held war von Haus aus etwas scheu; er mochte sich nirgends vordrängen, nirgends sich bemerklich machen, vor allen Dingen um nichts ersuchen, was ihm möglicher Weise abgeschlagen werden konnte, oder wozu er nicht ein vollkommenes Recht hatte. So war es erklärlich, daß er nach Verlauf eines halben Jahres die Kunstkammer nur von außen angesehen, trotz alles Verlangens hineinzutreten. — Da ein einziger Gedanke in seinem Hirn umging, so war er oft schweigsam, wenn er mit den Genossen zusammentraf, und gab nicht selten verkehrte Antworten; er lehnte es ab, wenn man ihn zu fröhlichen Gelagen oder zu Ausflügen in die Umgegend aufforderte; hingegen streifte er wohl einsam am Kanal, auf dem Holm, auf der Insel Amack oder in den Gassen der Stadt umher; auch nach Roeskilde, dem Stammschloß der königlichen Familie, wo alle dänischen Herrscher, wenn der Tod ihnen die Krone leise vom Haupte genommen, ihre letzte

Ruhestatt finden, wanderte er hinaus, wenn er Sonntags den Staub der Arbeit abschütteln durfte; oder er ließ sich für acht Schillinge Reichsbankmünze eine Strecke auf dem Sunde hinausrudern, um den Anblick der Stadt und die erquickende Seeluft zu genießen.

Seine Freunde wunderten sich über das veränderte Wesen und meinten, er habe am Ende das Heimweh. „Möcht' ich doch wissen, weshalb der Johann so vor sich hinfuchst", sagte einst der Schwabe; „ein Bruder Lustig, dem die Erd' unter den Füßen brennt, ist er nie gewesen; aber so absonderlich hat er's doch nicht getrieben."

„Ihr taugt zum Rathen just so viel als das fünfte Rad am Wagen!" spottete der Mecklenburger; „der pure Hochmuth ist's, der den Burschen regiert."

„Dummes Zeug!" brummten die Andern; Jener fuhr ruhig fort: „Wißt Ihr denn nicht, von wo an sein umgewandeltes Wesen sich datirt? Just von dem Augenblick, wo der Steffens ihm vom wohlgebornen Herrn Lorenz Spengler ein Langes und Breites vorschwatzte. Ich hört's wohl, als ich marode auf der Bank lag — es schlafen nicht Alle, die die Augen zuthun. — „Nun seht, es wurmt ihn, daß der Spengler hat einen aus Paris verschrieben; hat vielleicht gemeint, einer solchen Stelle wär' er auf's Maß gewachsen; und wer weiß, was sonst noch ihm im Hirn spukt! Denkt wohl gar, es sei nicht aller Tage Abend, und so gut der Spengler in die Höh' gekommen, brauch' er auch nicht unten zu bleiben."

„Ach, Du hängst gern Jedem Eins an", unterbrach ihn der Berliner; „man kennt Dich schon; Du hast einen Groll auf den Johann, der Dich sein Lebtage nicht gekränkt."

„Hm!" meinte der Stuttgarter, „es wär' auch gar nicht wüst, wenn er sich Arbeit wünschte bei dem Spengler, denn vorwärts will er, und geschickt ist er dazu. Das Andere aber, was Du von ihm schwatzest, hast Du wieder erfunden; das ist so Deine Weis'!"

II.

Der Herbst war in's Land gerückt, die Tage wurden kürzer, aber sie brachten eine auffallende feuchte Wärme, die dem nördlichen Klima nicht eigen war und die zu allerlei Prophezeiungen von Noth und Unglück Veranlassung gab.

Johann arbeitete angestrengt in seiner Werkstatt, als der Meister hastig eintrat und ihm zurief: „Werft die Arbeit bei Seite, Bremer! Es brennt in der Stadt! Die Häuser am Holm sind schon herunter, und der Wind bläst in die Flammen, als ritte der Teufel selbst darauf." Johann hatte vor Schrecken den Meißel fallen lassen, und das Rad der Drehbank schwirrte sausend um. „Am Holm schon Alles niedergebrannt!" wiederholte er entsetzt und strich mit der Hand das schwarze Haar zurück, das feucht über seine Stirn herabhing.

„Eilt!" drängte der Meister, „Ihr seid jung, habt Kräfte wie ein Bär; eilt, zu retten, zu löschen; je mehr

Arme, desto besser, denn Arme thun noth. Auch die Burschen sollen mit fort, jeder thue das Seine. Ich bin leider ein alter Mann; meine Kräfte reichen nicht weiter, als vorerst mein eigen Haus zu bewachen."

Johann rannte fort, noch zaghaft, noch muthlos, nur der Aufforderung des Meisters folgend. Als er aber an's Ende der langen Gasse kam, und wie ein Gluthmeer der brennende Holm vor ihm lag in herzerschütternder Schönheit, in verderbenbringender Majestät, da fühlte er plötzlich einen Muth in sich, den er bis dahin nicht gekannt hatte. Blitzschnell flog er weiter und drängte sich unter die Menschen, die zum Löschen eine lebendige Kette bildeten, und in fiebernder Hast ergriff er Eimer um Eimer, um dem verzehrenden Element den dämpfenden Wasserstrahl zuzuführen. Doch die Mühen und Kräfte von Hunderten, von Tausenden fruchteten nicht; die entfesselte Gluth spottete aller Anstrengungen, ihrer Herr zu werden; die Flammenströme waren stärker als die Wasserströme, und der zum Sturm gewordene Wind trieb Funken und Flammen unaufhaltsam weiter in nahe und entferntere Gassen, und wo es noch eben dunkel und sicher gewesen, da loheten Speicher und Wohnhäuser auf in unseliger Gluth.

So sank die Nacht herab tief und schwarz, aber der Himmel flammte im Widerschein des Brandes; so brach der Morgen an, und das Morgenroth in Osten schaute auf die brennende Königsstadt.

Unausgesetzt hatte Johann unter den Löschenden gestanden, willig war er gefolgt, wohin man die Mannschaft beorderte; weder die Nacht, noch der Morgen trieb ihn von dannen. Müde und erschlafft hatte Dieser und Jener die Reihen verlassen, Neue waren eingetreten, oder die Kette hatte sich gelockert, aber er fühlte keine Müdigkeit; das außergewöhnliche, entsetzliche Ereigniß hielt ihm Geist und Sinne in fortwährender Spannung; er empfand kein Bedürfniß zu Speise und Trank, er verschmähte die Branntweinflasche, die ab und an herumgereicht wurde, um die Lebensgeister zu stärken; nur wenn der Wind die Flammen den Löschenden entgegentrieb, daß die heiße Gluth ihre Scheitel fast berührte, tauchte der junge Mann die Hand in den vollen Ledereimer und fuhr dann mit dem kühlenden Naß über Stirn und Gesicht und fühlte sich dann wunderbar gestärkt.

Sein Nebenmann, ein Schiffer von herkulischem Körperbau, der gleich ihm nicht aus den Reihen gewichen, eben so wenig nach Schifferart ein Wort mit ihm getheilt hatte, wandte jetzt sein breites volles Gesicht gegen ihn und sagte im kräftigen Baß: „Du hilfst wacker, Landsman, hast wie ein guter Soldat im Feuer ausgehalten und nicht gemuckst, wenn Andere ausschieden, und bist doch eben kein Goliath.“

„Hab' mehr Kräfte, als ich danach aussehe“, war die einfache Antwort. Die Aussprache verrieth den Ausländer. — „Ei, Du bist kein Däne?“ rief Jener verwundert aus. Bist ein Deutschländer und doch so scharf und hastig bei der

Hand, um Wildfremden zu helfen." — „Wer in Noth, ist mir nicht fremd", versetzte Johann und führte die feuchte Hand an die brennende Stirn. — „Brav gesprochen, Bursche!" entgegnete Jener und reichte ihm die schwielige Hand zum raschen Druck. — „Wo und wie ging's Feuer an?" fragte Johann, um einem weitern Lobe zu entgehen. — „Wie's heißt, auf dem Holm", war die Antwort; „zu rasch eingebrachtes Heu soll sich auf einem der Speicher entzündet und das Unglück angerichtet haben. Da stehen wir nun und quälen uns ab wie's liebe Lastvieh; aber wir zwingen's Feuer nicht, der Sturm ist zu wüthig." — Johann seufzte; er warf den Blick umher — nichts als Rauch- und Feuersäulen! Hier und dort, nah und fern schlugen die Flammen aus Fenstern und Dächern; man hörte das Prasseln der Flammen, das Krachen stürzender Mauern, darein mischte sich das Rufen der Löschenden, das Jammern der Menschen, das Angstgeheul der Thiere.

Der Tag schritt vorwärts, langsam, schleppend in der Zeit, reißend schnell in der Zerstörung. Die Mittagssonne blickte gelb und matt vom rauchbedeckten Himmel auf das wallende Gluthmeer; der Sturm hielt an, und alles Abmühen war fruchtlos.

Endlich, es war bereits Nachmittag, fühlte auch Johann sich ermattet; sein Arm vermochte nicht mehr den Löscheimer zu schwenken; es flirrte und schwirrte ihm vor den Augen, es trat an ihn heran wie eine Ohnmacht; er fühlte seine

Kniee brechen; ihm war, als stände sein Herz plötzlich still. Sein Nebenmann sah es, mit kräftigem Arme faßte er den Schwankenden, verließ rasch die Kette und führte ihn zu der Schwelle eines nicht fernen Hauses, das, massiven Baues, bis jetzt noch unversehrt geblieben. Hier drückte er den Willenlosen auf eine der Steinstufen nieder, die zum Eingange hinaufführten, und lehnte ihn sanft gegen den Thürpfosten. „So, Alles hat seine Zeit, auch das Helfen und Arbeiten", sagte der Schiffer gutmüthig; „Niemand kann über seine Kräfte hinaus, und Du hast mehr gethan, als Du solltest. Ruh' Dich eine Weile aus, vielleicht erholst Du Dich bald wieder; oder sag' mir, wo Deine Wohnung ist; besser ist's, ich schaff' Dich hin, wenn sie noch steht."

„Nicht doch", entgegnete der junge Mann, „ich erhole mich schon; ein Augenblick Ruhe und die kühlere Luft hier thun mir gut; ich mag nicht ausscheiden, wo ich noch nützen kann."

Während der letzten Worte öffnete sich die Hausthür, und ein stattlicher Herr, von einem andern bis zur Schwelle begleitet, stieg langsam die Stufen hinab. Sein mildes Gesicht, das trotz der hohen Jahre nur wenige Falten zeigte, wandte sich unwillkürlich zu Johann; er hielt inne im bedächtigen Schritt und fragte theilnehmend, ob hier ein Unglück geschehen.

„Hier Gottlob nicht, Herr", nahm der Schiffer rasch das Wort. „Unglück giebt's leider überall heut in der armen

Stadt; hier ist für jetzt nur ein halbohnmächtiger Gesell, der seit gestern Nachmittag in Reih und Glied gestanden. Er hat ausgehalten wie ein Braver und schier den Danebrog*) verdient; eher als Mancher, der ihn trägt. Jetzt aber geht ihm die Pfeife aus, und da soll er ein wenig verschnaufen."

„Seit gestern Nachmittag?" fragte Jener und sah den Burschen so milde mit den großen blauen Augen an, daß dem Ermatteten ganz warm um's Herz wurde.

„Seit gestern Nachmittag, so zu sagen, im Feuer", wiederholte der Schiffer.

„Und die ganze Nacht über?" fragte der Fremde weiter.

„Ohne zu mucksen!" bekräftigte der Fürsprecher.

„Das ist wacker, mein junger Freund!" versetzte Jener und berührte leise mit der Hand die Scheitel des Jünglings.

„Aber ich fürchte, es ist Alles eitel, was Ihr thut", fuhr er fort; „das Feuer hat zu weit um sich gegriffen, um den dünnen Wasserstrahl zu respektiren, der ihm aus den Schläuchen zugeführt wird; der Sturm zerstört, was das Wasser erhalten könnte. Ich war so eben auf dem Thurm des Hauses hier und habe das Wetter observirt, aber nichts Tröstliches entdeckt: die ganze Luft ist voll Sturm und Unwetter, und wenigstens zwei volle Tage noch wird's anhalten, und bis dahin, wer weiß, wie weit Kopenhagen alsdann schon in Asche liegt. Habt ihr Freunde oder Bekannte in den an-

*) Abgekürzt für Danebrogsorden, welcher von Waldemar II. 1219 gestiftet wurde.

dern Theilen der Stadt, so beeilt Euch, dort zu retten, ehe es zu spät ist. Laßt's hier brennen, es fruchtet doch keine Hülfe mehr; Ihr seht ja, daß selbst das Einreißen der Häuser nutzlos ist, denn die Flammen springen über die leeren Stellen hinweg und finden bald genug neue Nahrung." Ein trüber Zug legte sich bei den letzten Worten über das milde Gesicht des alten Mannes, und wie in Gedanken schritt er vorwärts, ohne zu grüßen, und schob sich langsam und bedächtig durch den dichten Menschenknäuel, der in den Straßen sich durch einander drängte.

„Sagt' ich's nicht, daß wir noch nicht zu Ende mit dem Unglück sind?" sprach der Schiffer, dem Fortgehenden gedankenvoll nachsehend; „ja, ja, er hat Recht! Das ist auch einer von denen, die mehr können, als Brot essen, einer von denen, die der Natur in's Herz schauen und Wind und Wetter auf die Minute berechnen."

„Wer ist der Herr?" fragte Johann aufgeregt, denn die Erscheinung des Unbekannten hatte einen wohlthuenden Eindruck auf ihn gemacht.

„Wie!" rief Jener lebhaft, „Du bist schon so lange auf Seeland, daß Du dänisch sprichst, und kennst den Mann nicht, der mit Dir sprach, und den ein Jeder in Kopenhagen kennt?"

Ehe Johann diese Frage verneinen konnte, wurde er durch den lauten Zuruf: „Sieh, da bist Du ja, Bruder!" unterbrochen. Es war der Stuttgarter, der rasch herantrat

und nun in fliegender Hast erzählte, daß er ihn bei'm Meister gesucht und nicht gefunden habe.

„Und was wolltest Du denn?“ fragte Johann.

„Was ich wollte?“ gab Jener zurück, „ei, Dir sagen, daß kein Säumens Zeit sei, wenn wir dem Steffens noch etwas Hab' und Gut retten wollten. Die Wallgasse ist schon bis zur Mitte niedergebrannt; ich bin eben auf dem Wege dorthin!“

„Steffens!“ rief der junge Mann erschrocken und stand mit einem Satze auf den Füßen. So weit also hatte das Element seine feurigen Flügel schon ausgebreitet! — Ein flüchtiges Lebewohl, das er dem Schiffer zurief und das im Gewirre und Getöse verhallte — und Beide drängten sich mit Riesenkraft durch die wogende Menschenmenge. Johann fühlte keine Ermattung mehr; Sorge, Angst und Entsetzen gaben ihm Muth und Stärke. „Bei mir zu Haus und auch bei Dir ist noch Alles sicher“, sagte der Stuttgarter während des eiligen Ganges; „aber die Werkstelle des Berliners ist schon herunter, und auch dem Mecklenburger ist's nicht besser geworden; die Bursche haben nichts gerettet, als das nackte Leben.“ — „Wollen theilen mit ihnen“, war die rasche Antwort, „Du mit dem Einen, ich mit dem Andern, so ist Beiden geholfen.“ — „Hab's mir auch schon so gedacht“, versetzte Jener, „wir können noch manch' Stück entbehren und bekommen einen „Gottslohn“ in den Kauf.“

Ueberall in den Gassen begegneten ihnen Unglückliche,

die, einen Theil ihrer Habe auf dem Rücken, vor dem Feuer flüchteten oder von demselben bereits ihres Obdachs beraubt waren. Todtbleiche Mütter mit jammernden Kindern auf den Armen, deren Schreien und Weinen sie nicht einmal mehr zu beschwichtigen suchten, so starr und stumm hatte das gewaltige Unglück sie gemacht; kräftige Männer keuchten unter der Last von zerbrochenem Hausgeräth und halbverbrannten Bettstücken; zitternde, schwache Mütterchen schleppten sich durch die volk- und brandbelebten Straßen. Ueberall Bilder des Jammers, überall Verlust, überall Entsetzen!

Die Freunde kamen noch eben zu rechter Zeit in die Herberge; das Sparrenwerk des Daches brannte bereits, und aus dem obersten Stock schlugen die Flammen schnell heraus. — Ein plötzlich hereinbrechendes Unglück macht manchen Schwachen stark und entwickelt in ihm eine staunenswerthe Kraft und Ruhe; Mancher aber, von dem man ein thatkräftiges Handeln erwartete, ist in solchen Momenten vollkommen willen- und gedankenlos. So fanden die beiden Gesellen den alten Steffens. Er, der sonst so bestimmte Mann, der stets schnell entschlossen und in allen Anordnungen kurz, bündig und verständig war, wußte in so entscheidenden Augenblicken nichts Wichtigeres zu thun, als hoch auf dem Tische stehend mit zitternden Händen — die alten wollenen Fenstergardinen abzulösen, die kaum etwas mehr werth waren, als daß die Flamme ihr Müthchen daran kühlte.

„Was treibt Ihr denn, Herbergsvater?" rief der Stutt-

garter erstaunt, „laßt doch die wüsten Vorhängsel zum Kuckuk fahren; was soll's mit solchen Lumpen?"

Steffens drehte sich um und stierte den Sprecher an; sein sonst so rothes, fröhliches Gesicht war erdfahl; seine Augen flogen ängstlich umher. Als er die Männer erkannte, ließ er die Vorhänge los, stieg vom Tische herab und reichte ihnen die Hände. „Ach, ich weß nicht, was ich thue", sagte er kummervoll, „ich hab' mich hin und her besonnen, was ich am besten thäte, aber mein Gedächtniß ist wie ein leerer Kasten, nichts ist drin! Meine Frau kramt oben in Koffern und Schränken, ich mocht' nicht müßig sein und —" Er schwieg plötzlich, als wisse er nicht weiter zu reden.

„Und habt Ihr nicht Papiere oder Geld und Geldeswerth zu retten?" fragte Johann dringend.

„Ei ja doch, das Alles ist oben!" entgegnete Jener sich besinnend und wollte nun rasch nach alter Weise das Zimmer verlassen; aber sein Gang war schwankend, unsicher; zitternd hielt er sich am Thürpfosten und warf einen unsäglich traurigen Blick auf seine jungen Freunde.

„Mit Euch ist's nichts heut!" sagte entschlossen der Norddeutsche, „Ihr würdet mehr schaden, als nützen. Bruder Stuttgarter, geh', bring' ihn nach seinem Vetter Koens; Du weißt ja, weit aus der Stadt hinaus, am alten Baumgarten. Da wird's sicher sein vor dem Feuer. „Ich helf' während dessen der Wirthin, und wenn's gut geht, schaffen wir Alles dorthin!" Wie ein Kind folgte Steffens seinem Führer, der

ihm sorgsam einen alten Flaus überwarf, die Lederkappe tief auf die Stirn drückte und ihn dann aus dem brennenden Hause geleitete. Vor der Thür blieb der alte Mann einen Augenblick stehen, schaute entsetzt auf die ringsum aufsprühende Gluth und sagte in sich hinein: „Das ist doch böser, als der Schloßbrand!“ dann drängten Beide sich durch die qualmenden Gassen.

Blitzschnell flog Johann die Treppe zum ersten Stock hinan; er kannte die Lokalität des Hauses genug, um nicht zu irren, obgleich der Vorplatz bereits von Rauch erfüllt war, der aus dem obersten Stock herabdrang. Vor den geöffneten Schränken fand er die Wirthin; mit bewundernswerther Bedachtsamkeit hatte sie die besten Sachen ausgewählt und in Haufen aufgestapelt, während das Werthlose verständig bei Seite geschoben war. Allein die alte, wenn auch rüstige Frau hätte ein Dutzend Paar Arme haben müssen, um Alles in Sicherheit zu bringen; und sie begriff dies, denn sie schaute soeben nachdenklich auf ihre Schätze und schien zu überlegen, was sie der gierigen Flamme zuerst aus den Augen rücken solle. Da stürmte Johann herbei. Mit einem kurzen: „Gott sei Dank!“ begrüßte sie den Freund in der Noth. „Mutter, habt Ihr auch an's baare Geld und an sonstige wichtige Dinge gedacht?“ war die sofortige Frage des jungen Mannes, während er einige der umherliegenden Lasten auf seine Schultern warf. Die Frau lächelte trotz ihres Kummers, und auf ihre weiten, abstehenden Taschen in dem Rock

von geblümtem dunklen Zitz deutend, sagte sie: „Das war's Erste, mein Junge, als ich einsah, daß ich für meinen guten Alten einmal denken mußte; hier steckt's, und da ist's sicher genug!"

Mit starken Armen und beflügelten Sohlen schaffte Johann nun eine schwere Last nach der andern in den untern Hausraum hinab; lud alsdann mit Hülfe der unermüdlichen Wirthin die gerettete Habe auf einen geräumigen Handwagen, und so wurde wenigstens das Beste und Werthvollste aus dem Haushalt der alten wackern Freunde geborgen.

„Jetzt ist auch schon die Admiralität herunter", sagte ein Vorübergehender, indem er still stand und dem jungen Mann behülflich war, die Taue über den Wagen festzuschnüren. „Das war aber ein Feuer! Man wollte die wichtigsten Papiere retten und warf sie aus dem Fenster hinab in den Kanal. Es sei ja Alles Pergament, das könne schon dem Wasser Stand halten, meinte man; aber da schleudert der Sturm einen mächtigen Feuerbrand mitten in's schwimmende Schriftenwerk; — das fettgetränkte Material schlägt im Nu in hellen Flammen auf, und mitten im Wasser gab's ein prächtig Feuerwerk, das sich doppelt und dreifach in den Fluthen wiederspiegelte. Nach wenigen Minuten war Alles verzehrt, nur die Asche flog noch lustig in der Luft herum.

Die Zeit rückte unaufhaltsam vorwärts, und noch immer wirbelten die Flammen, zehrte die Gluth, ras'te der Sturm und — kein Ende des Brandes! Der Abend brach herein,

und mit der Dunkelheit steigerte sich das Grauenhafte des unheimlichen Drama's. Wiederum legte die Nacht ihre Arme über die todtmüde Erde, und wiederum stand der Himmel wie eine dunkelglühende Kuppel über der brennenden Königsstadt. — Die beiden Freunde hatten bis spät in die Nacht sich keine Ruhe gegönnt; sie halfen retten, löschen und niederreißen, hier und dort, ohne Frage, wem ihre Hülfe galt, wem ihre Kraft geopfert wurde, und für wen sie in Gefahr sich begaben. Haar und Bart waren von der Flamme versengt, ihre Kleider zerrissen, ihre Hände von Brandwunden bedeckt, aber sie fühlten es kaum; der erhebende Gedanke: in der allgemeinen Noth das Ihre zu thun, ließ sie nicht an sich selbst denken, nicht ängstlich für sich selbst sorgen. Erst als der Morgen graute, suchten sie ihr Lager, um durch Ruhe neue Kraft für die Arbeit des nächsten Tages zu gewinnen, und in der That, ihr Schlaf war so sanft und erquickend, daß man ihn den Schlaf des Gerechten nennen durfte. Mit dem hellen Tagesscheine, den die Flammen des Brandes beleuchteten, sprangen die Bursche auf, und wiederum ging es an die schwere Arbeit.

„Wie will das enden?“ fragte Johann vor sich hin, als er Abends durch öde und ausgebrannte Gassen schritt, um in einem andern Stadttheile, der seit einer Stunde von den Flammen ergriffen war, hülfreiche Hand zu leisten; er trat jetzt in eine dunkle Gasse; noch standen die Häuser unversehrt, ruhig wie unförmliche Steinbilder, überragt vom gewaltigen

Thurm einer Kirche. Unwillkürlich warf der Jüngling einen Blick auf die schwindelnde Höhe. — „Du trotzest noch dem Elemente“, sprach er halblaut, „stehst wie ein finsterer Riese da, der des Feuers spottet, und wer weiß, ob nicht auch Deine stolze Spitze bald den Boden küßt!“

Da fuhr ein heftiger Windstoß daher; Feuerbrände zischten durch die Luft, sie flogen fast bis zu den Wolken, um nach wenig Augenblicken zündend niederzufallen. Einer dieser Brände hielt sich lange oben, die Funken knisterten und sprühten nach allen Seiten hin; dann senkte er sich langsam und immer langsamer herab; jetzt schwebte er über dem Thurm, einen Augenblick, und er schoß pfeilschnell nieder — aber wo war er geblieben? — Verkohlt, verpufft in der Luft? — Johann sah ihn nicht mehr. — Da plötzlich erschien ein Lichtschimmer in den dunkeln Räumen der Glockenstube. Es war vielleicht der Thürmer, der mit einer Laterne durch die Finsterniß des einsamen Thurmes schritt, um nachzusehen, ob droben noch Alles gut stehe. — Aber nein, das Licht wird größer, es fängt an zu flackern; — der Sturm von draußen fährt in die Schalllöcher, es fängt an zu knistern, als hätte ein Flämmchen sich hineingestohlen und treibe hier sein unheimlich Wesen. — „Es ist Feuer im Thurm!“ ruft der Jüngling entsetzt und fliegt in's nächste Haus, um die Schreckenspost zu verkündigen; aber man lächelt ungläubig, man behauptet, diese Gegend sei zu entfernt vom Brande, um davon heimgesucht zu werden; man belehrt ihn, was er oben

im Thurme sehe, sei wirklich der mit der Laterne hin- und hergehende Thürmer. — Der ehrliche Mensch fängt nachgerade an, seine eigene Aussage zu bezweifeln; — er schaut noch einmal zum Thurm, und in der That, das Flackern erscheint ihm nicht mehr so heftig. „Gebe Gott, daß es der Thürmer ist!" spricht er mit der Innigkeit eines Gebets und eilt davon.

Als er nach einer Stunde wieder zurückkehrte, beladen mit einem schweren Koffer, den er im Hause des Meisters bergen wollte, stand der Thurm in vollen Flammen; einer feurigen Pyramide gleich schaute er stolz zu den Wolken; mitten in seinem Untergange noch groß und ehrfurchtgebietend! — Johann starrte entsetzt auf den Thurm. „So war's doch der Thürmer nicht!" sagte er bebend, und es wogte und wallte ihm vor den Augen. Da krachte und prasselte es lauter im brennenden Thurm; er schwankte, er neigte sich nach einer Seite hin. Der junge Mann warf unwillkürlich einen Blick auf die Gasse, deren Bewohner sich so sicher gewähnt hatten; wie rannte dort Alles durch einander! Etwa in der Mitte der langen Gasse, dicht an den Häusern hin, ging ein Mann, vorgerückten Alters wie es schien, denn sein Gang war langsam und schwerfällig. So schnell es seine Last gestattete, eilte Johann an die Seite des bedächtigen Wanderers, faßte seinen Arm, und ihn mit fortziehend, sagte er in athemloser Hast: „Um Gotteswillen, Herr, eilen Sie! Wenige Minuten noch, und der Thurm wird herabstürzen



Rud. Geissler fec. Dreifr.

und nach dieser Seite hin Alles begraben, denn seine Neigung ist auf hier gerichtet."

Der Angeredete schaute zurück und versuchte dann schneller fortzukommen, aber es ging schlecht von Statten. „Die Fußgicht quält mich arg heut", sagte er endlich; „bin zu viel auf den Beinen gewesen in diesen Tagen; komm' soeben von einem kranken Freunde, dessen Haus abgebrannt ist, und den ich habe in Sicherheit schaffen lassen. Nun will's mit mir selbst nicht besonders vorwärts, auch glaubt' ich den Sturz des Thurmes nicht so nahe."

„Stützen Sie sich auf meinen Arm", entgegnete der junge Mann, dem die Stimme des Fremden bekannt schien, jedoch sich nicht entsann, wo er sie gehört hatte. „Stützen Sie sich nur fest, recht fest auf!" fügte er hinzu, als Jener nur leicht sich anlehnte; „es wird mir nicht zu schwer; ich würd' Sie ohne Weiteres auf den Rücken nehmen, wenn der schwere hölzerne Passagier dort nicht hockte; das aber ist fast die ganze Habe einer Familie, und die darf ich nicht im Stich lassen."

Trotz der Anstrengung des Fremden, vorwärts zu kommen, wurde er doch mehr gezogen, als er ging, und das böse Podagra preßte ihm manchen Seufzer aus. — Jetzt war das Ende der langen Gasse erreicht; man durfte nun ohne Sorge ein wenig Athem schöpfen. Fast im selben Moment stürzt der Thurm prasselnd und krachend herab; sein Fall zertrümmert und entzündet rings umher Häuser und

Speicher, und in einem Nu steht die Gasse in Flammen. — „Das war noch zu rechter Zeit!" sagte der Fremde tief aufathmend, indem er dem Jüngling die Hand drückte. Wiederum klang diesem die Stimme so bekannt — wo hatte er sie gehört? Da lüftete Jener, heiß und erschöpft, den Hut, den er tief auf die Stirn gedrückt hatte, und Johann sah in ein bekanntes Gesicht. Das waren ja die milden Züge, die klaren großen Augen jenes Mannes, der ihm wie segnend die feine Hand auf die Stirn gelegt, als er matt auf den Steinstufen des Bangschen Hauses sich niedergelassen, und das war auch die Stimme, die ihm damals so zu Herzen ging; nun erkannte er sie wieder an dem sanften, wohlthuenden Klange. Er wußte nicht, wie es kam, daß diese Begegnung ihn so seltsam aufregte; schweigend, aber pochenden Herzens ging er neben dem Fremden her, als dieser ihn zum Weitergehen aufforderte. „Wollt Ihr mich zu meiner Wohnung geleiten?" fragte Jener, „zwar liegt sie noch ein Stückchen fernab, und Ihr habt schwer an mir und Eurem hölzernen Passagier zu tragen."

Der junge Mann war freudig dazu bereit, und sie schritten nun, um die Brandstätte zu vermeiden, auf vielen Umwegen der Insel zu, wo die geschwärzten Mauern der Christiansburg sich erhoben, die vom rothen Feuerschein grell beleuchtet wurden. Hier war noch Alles in tiefster Sicherheit; es schien, als ob das wilde Element sich scheute, eine Stätte, die es vor Kurzem erst so schwer heimgesucht, auf's

Neue zu berühren. Unsere Wanderer gingen die lange prächtige Straße hinab, an der königlichen Kunstkammer vorüber, und der Alte machte vor einem großen, aber unscheinbaren Hause Halt. Johann stutzte, aber Jener ließ ihm nicht lange Zeit dazu, indem er freundlich sagte: „Da wären wir an Ort und Stelle, mein junger Freund. Ihr habt mir heut einen großen Dienst erwiesen, vielleicht mich gerettet von einem schmählichen Tode. Ich möcht' mich gern dankbar beweisen, aber wie? Das ist die Frage. Nun, hört — wenn der Brand vorüber, da kommt einmal zu mir; Sonntags ist mir's am liebsten, da hab' ich mehr Zeit; wir wollen dann weiter reden. Bis dahin — meinen Dank." Er reichte dem Jünglinge die Hand, dann fügte er herzlich hinzu: „Aber Ihr kommt; ich erwart' Euch zuversichtlich." Johann versprach es. „Und dies ist mein Haus", schloß Jener, „Ihr werdet's schon wiederfinden, sonst — fragt nur nach L o r e n z S p e n g l e r, dem Hofdrechsler. Und nun behüt' Euch Gott im allgemeinen Unglück, daß Ihr keinen Schaden nehmt." Nach diesen Worten ging der alte Herr in's Haus. Johann aber stand überrascht da und blickte noch lange auf die Thür, die sich hinter Jenem geschlossen hatte. „Lorenz Spengler", sagte er vor sich hin, als er den Rückweg antrat, „wer hätte das gedacht!"

Drei Tage und drei Nächte hatte das Feuer gewüthet, da endlich legte sich der Sturm, und man ward Herr des entfesselten Elements. Wie viel aber war in dieser Spanne

Zeit zerstört worden! Fast drei Theile der Stadt lagen in Schutt und Asche; der Verlust an irdischen Gütern erreichte eine fabelhafte Höhe, und viele Menschenleben waren in der Gluth oder unter stürzenden Mauern umgekommen; mancher gesunde, kräftige Mann war zeitlebens zum Krüppel geworden! — Der verschont gebliebene Stadttheil war nicht im Stande, all' die Obdachlosen zu fassen, so willig auch der Geringste sein Plätzchen mit dem heimgesuchten Bruder theilte. Außerhalb der Thore schlug man deshalb lange Reihen von hölzernen Buden auf, und jeder freie Platz innerhalb der Stadt wimmelte von Arbeitern, die in unglaublich kurzer Zeit hunderte von leichten Wohnungen herrichteten, um die Bedürftigen schnell unter Dach und Fach zu bringen, damit der Spätherbst und der lauernde Winter nicht aufräume unter den Menschen, wie es die gierige Flamme unter ihrem Hab und Gut gethan. — Alle Arme waren in Bewegung zum Arbeiten und Schaffen; alle Hände streckten sich aus zum Geben; alle Herzen standen offen voll Liebe und Erbarmen! Denn so ist's: ein großes Unglück weckt große Thatkraft, große Liebe, große Tugend.

Es war der zweite Sonntag nach dem Brande, als Johann sich anschickte, Herrn Lorenz Spengler aufzusuchen; nicht etwa um sich einen überflüssigen Dank zu holen, sondern einfach, weil es ihn drängte, jenem Manne näher zu treten, für den er so lange schon ein verschwiegenes Interesse hegte. — Dem Jünglinge ward's recht weh um's Herz, als

er durch die schuttbedeckten Straßen schritt; noch dampfte und glühte es im Grunde, noch war die Atmosphäre schwül, und durch den dichten Herbstnebel blickte die gelbliche Sonnenkugel. Wie hatte in kurzer Zeit das Antlitz der Stadt sich verändert! Wo gefüllte Speicher sich erhoben oder stattliche Giebelhäuser in die Luft ragten, wo ehrwürdige Kirchen zur Andacht mahnten oder sonstige Gebäude den Reichthum der Nation repräsentirten, — da sah man jetzt nichts, als die traurigen Rudera des Brandes, nichts als die stummen Zeichen einer schweren Zeit. — Auf dem großen Platze vor dem abgebrannten Schlosse, den Johann überschreiten mußte, war bereits eine kleine hölzerne Stadt aufgebaut, so drängte sich Bude an Bude; sogar in den gigantischen Fensterräumen der Christiansburg errichtete man Wohnungen, die, zwei Stockwerke hoch, eine geraume Anzahl Obdachloser fassen konnten. — Fast zürnte der junge Mann mit sich selbst, als er alle Hände beschäftigt sah, daß er im blaumelirten Frack und leidlich geschniegelt und gebügelt an den Arbeitern müssig vorüberging, und als einer die Worte hinwarf: „Na, da schlendert auch so einer, der sich's nicht sauer werden läßt und Sonntags keinen Finger naß macht!" da ward er roth bis unter's Stirnhaar, und er verdoppelte seine Schritte, um nicht noch mehr, wenn auch unverdienten, Spott zu hören.

Mit pochendem Herzen betrat er Spenglers Wohnung und fragte nach dem Hausherrn. Man wies ihn in ein hohes alterthümliches Gemach. Rings an den Wänden standen

mächtige Glasschränke, welche Muscheln, Mineralien, ausgestopfte Thiere und sonstige Merkwürdigkeiten enthielten. Die leeren Räume der Wand waren mit Kupferstichen, Federzeichnungen und Oelgemälden bedeckt.

Vor einem Schreibtisch von Nußbaumholz saß in einem hohen Lehnsessel Herr Lorenz Spengler. Er trug einen weiten Schlafrock von großgeblümtem, weiß und rothem Zitz, wie es damals herrschende Mode war, und seine Füße, die in weichen Schlappschuhen steckten, ruhten auf einer breiten, bepolsterten Fußbank. Der alte Herr war höchst sauber frisirt, von der einen Seite der Stirn bis zur andern zog sich ein wohlgeordnetes Toupet, über dem Ohre kräuselte sich eine Doppelreihe zierlicher Löckchen, und das Nackenhaar endete in einen mächtigen Haarbeutel; daß eine solche Frisur nach Sitte damaliger Zeit nicht ohne Puder bestehen konnte, brauchen wir kaum hinzuzufügen.

„Sieh da, mein lieber junger Freund! Seid mir herzlich willkommen!“ Mit diesen Worten empfing Spengler den Eintretenden, und als dieser, trotz der freundlichen Anrede, noch ziemlich verlegen an der Thür stehen blieb, fuhr Jener fort: „Nur näher heran, und bringt Euch sogleich einen Stuhl mit und setzt Euch zu mir. Nehmt's nicht übel, daß ich wie ein Dalai Lama ruhig sitzen bleibe; mein Podagra ist heut abscheulich und legt mir eine Kette an.“

Unserm Helden ward ganz heimisch zu Muthe, als er sich von dem feinen alten Herrn so zutraulich behandelt sah.

Er war von Haus aus etwas scheu und blöde gegen Vornehmere, die vielleicht nicht immer so freundlich sein mochten, wie es dem Betreffenden wohlthätig gewesen wäre; doch dieser Leutseligkeit gegenüber überwand er sein blödes Wesen leicht, und nachdem er einen Stuhl genommen, ließ er sich in der Nähe Spenglers nieder. Dieser blickte den Jüngling aufmerksam an, indem er die feine Hand über die Augen legte, um die Sehkraft auf einen Punkt zu concentriren. „Wie ist mir denn", sagte er nachsinnend, „Euer Gesicht erscheint mir jetzt bekannter, als an jenem Abend im ungewissen grellen Schein der Flammen; wo hab' ich Euch denn schon gesehen? Ja, ja, nun weiß ich's!" setzte er hinzu, „Ihr war't der junge Mann, den ich auf der Thürschwelle des Bangschen Hauses antraf, und dem der Gefährte so großes Lob ertheilte. Ist's nicht so?" — Johann konnte die Identität seiner Person nicht leugnen. — „Da hätt' ich ja", fuhr Jener fort, „einen zwiefachen Dank abzustatten, einmal für mich und einmal für meine lieben Mitbürger. Und nun sagt mir ganz offen, was ich für Euch thun kann, oder welchen Wunsch Ihr am liebsten erfüllt sähet."

Das war eine Frage zu seiner Zeit, und Johann zögerte nicht, frank und frei eine Antwort darauf zu geben, eine Antwort, deren Inhalt vielleicht manchem meiner Leser zu bescheiden erscheinen mag. „Nun, da Sie so freundlich mich auffordern, will ich auch offen sein", versetzte er. „Ich habe allerdings einen Wunsch, den ich mit mir herumtrage, und

der ist: zuweilen die königliche Kunstkammer besuchen zu dürfen."

Spengler mochte eine andere Bitte erwartet haben; er lehnte sich in den Stuhl zurück und sagte kopfschüttelnd: „Ei, ei, das ist gar wenig! Und das wäre Alles?" Jener bejahte es. Freilich war es nicht der Inbegriff aller seiner Wünsche, den er vorhin ausgesprochen; wir wissen, welchen Gedanken er nachhing; aber wie hätte er ihn äußern mögen, da er wußte, daß er nicht erfüllt werden konnte. — Heut jedoch sollte ein vollkommen glücklicher Tag für ihn sein. Nachdem ihm der öftere Besuch der Kunstkammer freundlich zugesagt worden, fragte Spengler nach dem Gewerbe des jungen Mannes und schien erfreut, als dieser sich als Zunftgenossen auswies. „Und habt Ihr denn auch Tüchtiges gelernt?" fuhr er im Laufe des Gespräches fort, „und kennt Euer Handwerk aus dem Fundament?" Johann zuckte die Achseln, aber um seinen Mund spielte ein zuversichtliches Lächeln. „Nun, nun", sagte Spengler, „ich verlange nicht, daß Ihr Euch selbst lobt; aber mich dünkt, Ihr seid kein Stümper und versteht's auch, einen Baum regelrecht zu spalten." — „Gewiß!" bekräftigte Jener. — „Und wie macht Ihr's?" fragte der Alte. — „Nun, ich denke, das lehrt die gesunde Vernunft", war die Antwort; „beim Stamm von der Wurzel aus nach der Krone, bei'm Ast vom Stamm aus nach der Spitze; dem kräftigen Schlage auf's ältere Holz muß das jüngere weichen, nicht aber dringt der Schlag so

leicht vom jüngern in's ältere Holz hinein." — „Ei, ei", sagte befriedigt Herr Lorenz, „Ihr habt's gefaßt, wie ich merke. Und hättet Ihr denn wohl Neigung, bei mir in Arbeit zu treten? Meinem Pariser gefiel's hier nicht länger; der ist nach Berlin gegangen, und die Stelle ist offen. Wollen wir's mit einander versuchen?"

Das war mehr, als Johann im Traum gedacht! „Überglücklich sagte er zu, und als er nach einer vollen Stunde das Spengler'sche Haus verließ, um seine Sachen zu ordnen, da flog er wie im seligen Rausche durch die Straßen.

III.

Für den vorwärtsstrebenden jungen Hansestädter begann jetzt eine prächtige Zeit. In der Spenglerschen Werkstatt behagte es ihm wie nirgends sonst, denn ihm kam nur feine Arbeit unter die Hände, Arbeit, die manchmal in's Reich der Kunst hinüberstreifte, und das eben war's, was er gewünscht hatte. Auch Spengler überzeugte sich bald, daß er einen tüchtigen und nachdenkenden Gehülfen gewonnen habe, dem er ohne Sorge die Leitung des Geschäfts anvertrauen durfte, und Johann vergalt die Auszeichnung mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften, um das Vertrauen des alten Herrn frisch und rege zu erhalten.

Als er zum ersten Male an Spengler's Seite in die Kunstkammer trat, da war ihm, als erschlösse sich ihm ein Zauberschloß voll ungeahnter Herrlichkeiten. Er wußte nicht,

wohin den Blick zuerst wenden; es flimmerte und schimmerte ihm vor den Augen, als sei es zu viel des Schönen und Wunderbaren, das so plötzlich in seine Nähe gerückt war. Herr Lorenz lächelte über das stumme Staunen seines Begleiters und weidete sich eine geraume Zeit daran.

Nachdem der Führer ihm einen Gesammteindruck gestattet, ging er zur specielleren Erklärung über, nannte die besten Kunstwerke, die Meister derselben und die Zeit, wann sie geschaffen. So kam es, daß der Staunende nach und nach an die großartige Umgebung sich gewöhnte und sein Urtheil begann sich zu bilden.

Spengler stand jetzt vor einem Gesimse, das besondere Alterthümer aus Erz und edlen Metallen enthielt. Ein mächtiges Trinkgefäß von dunkler, fast schwarzer Farbe zog das Auge des Jünglings auf sich; es hatte die Form eines Jagdhorns, ruhte auf zwei Füßen und zeigte rings umher prächtige Reliefarbeit. Da sah man Krieger, Fähnchen, Thürmchen und Arabesken in bunter Mischung. „Das ist das berühmte oldenburger Horn", sagte Spengler, „die Sage davon wird Euch bekannt sein."

Als Johann es verneinte, fuhr Jener fort: „Es mochte im neunten Jahrhundert sein oder zu Anfang des zehnten, als es im oldenburger Lande gefunden wurde, und die Sage, die sich daran knüpft, ist folgende: Graf Otto von Oldenburg jagte einst in der Nähe der Osenberge, verlor sich von seinem Gefolge und sah sich plötzlich in einer Wildniß allein,

die ihm völlig unbekannt erschien. Er versuchte, die verlorne Spur wiederzugewinnen, und lenkte sein treues Roß bald hier, bald dort hin: vergebens! Er stieß laut in sein Horn — keine Antwort; nur das Echo einer steilen Felswand gab den Ton neckend zurück. Die Sonne stand im Mittag, es war drückend heiß; den Reiter quälte der Durst, sein müdes, abgehetztes Thier nicht minder. Kein Bächlein, keine Quelle, kein Tropfen Wassers ringsum, den brennenden Durst zu löschen! „Was gäbe ich um einen Becher klaren Wassers für mich und mein Roß!“ seufzte der Graf und klopfte mitleidig den Hals des treuen Thieres. Plötzlich theilte sich die Felswand, und hervor trat eine schöne Jungfrau mit wallendem goldenen Haar; in den Händen trug sie ein mächtig Trinkhorn, voll bis zum Rande von krystallhellem Wasser. „Hier ist, was Du wünschest; trinke!“ sprach sie mit schmeichelndem Tone und bot dem Staunenden das funkelnde Naß. Fast willenlos ergriff der Fürst das Trinkhorn und setzte den Rand an die heißen Lippen. Da blitzte es unheimlich auf in den Augen der Jungfrau, und ein hämischer Zug flog über das blühende Gesicht und zuckte häßlich um die frischen rothen Lippen. Der Graf senkte das Horn, ohne zu trinken, und starrte die Jungfrau an. „Trinke, edler Graf!“ drängte diese. „Alsdann wird Dein Stamm grünen und blühen; verschmähst Du aber meine Gabe, wird der rasche Tod sich an Deine Fersen heften, und das erlauchte Geschlecht Deines Hauses wird untergehen — jäh und ruhmlos!“ Und der

Graf setzte auf's Neue den Rand an die Lippen; da plötzlich bäumte sich das Roß des Reiters, aus den rollenden Augen sprühten Blitze, aus den weiten Nüstern schossen heiße Dämpfe, und ein ängstlich Gewieher erfüllte die Luft. Da packte es den Fürsten wie mit unsichtbarer Hand. „Lieber vergehen in der Qual des Durstes", rief er laut, „als die Seele verderben lassen! Hebe Dich weg, Dich sendet die Hölle, mich zu verlocken!" Und rasch stürzte er das Horn um; die krystallene Fluth tränkte den Boden, einige Tropfen davon trafen das Roß — es schrie laut auf im Schmerz, als hätte ein Feuerbrand seine Haut gestreift. Das leere Horn hoch in der einen, die Zügel in der andern Hand, und ohne den Sporn einzudrücken, flog der Graf im sausenden Galopp vorwärts, durch die öde, unwirthbare Wildniß. — Noch lange vernahm er das zürnende Wort, den lauten Fluch der Jungfrau, die sich beraubt und betrogen sah. Aber ihr Zorn war fruchtlos, wie ihre Verfolgung. Spät Abends erreichte der Graf mit seinem treuen, warnenden Rappen das Schloß Oldenburg, zwar fast zum Tode ermattet, aber gerettet. Das Horn wurde als Erinnerungszeichen in der oldenburgischen Grafenfamilie aufbewahrt, und als Graf Christian den dänischen Königsthron *) bestieg, kam es im Laufe der Zeit nach Kopenhagen."

---

*) Christian ward 1448 König von Dänemark. Das Horn scheint jedoch viel später hinübergeschafft zu sein, da noch Graf Anton Günther, welcher 1667 starb, in seinem Testament das

Johann dankte dem Erzähler für die Mittheilung, dann fragte er: „Und woraus besteht das seltsame Geräth? Es scheint weder Eisen noch Silber, weder Kupfer noch Gold zu sein.“

„Ja, mein Lieber“, meinte Spengler lachend, „da bleibe ich Euch die Antwort schuldig; man weiß bis jetzt nicht, aus welchem Stoff das Ding gearbeitet ist; zuerst hielt man es für vergoldet Silber, was sich indeß als Irrthum erwies. Wahrscheinlich ist's eine Composition von Metallen. *) Was die Sage betrifft, so ist natürlich manch' Bedenken dagegen laut geworden. Einige erklären das Horn für ein Pathengeschenk Karls des Großen an Wittekind, Andere behaupten, Christian I. von Dänemark habe es fertigen lassen, und so schwanken die Angaben hin und her. Wie dem nun

Horn als „zum ewigen Besitz des oldenburgschen Hauses“ bestimmte.

*) Diese Composition war Ende des vorigen Jahrhunderts noch nicht näher bekannt. Ob das gegenwärtige Aufschlüsse darüber gebracht, wissen wir nicht. — Auf dem Schlosse zu Oldenburg befindet sich eine aus Holz geschnitzte Copie des Horns. Sie ist von einem Tischler verfertigt, der, durch einen Fall vom Gerüst für sein Geschäft untauglich gemacht, mit Schnitzarbeiten sich beschäftigte, um sein Leben zu fristen. Seine Arbeiten verriethen großes Talent, so daß er durch den verstorbenen Großherzog den Auftrag erhielt, nach einer Zeichnung das bekannte Horn zu schnitzen; ein Auftrag, der zu voller Zufriedenheit ausgeführt wurde.

auch sei: das Horn existirt und ist ein trefflich Kunstwerk. Den Inhalt der Sage selbst betreffend, so hat sie für den Nachdenkenden etwas Anziehendes. Nehmen wir an, daß ein Jüngling, vom brennenden Durst gequält, den labenden Trunk von seinen Lippen zieht und ihn rasch verschüttet, bevor seine irdische Natur ihn bewältigt; daß er lieber der Rache eines, wie er glaubt, bösen Wesens anheimfallen, als sein Seelenheil gefährden will, so gewinnt die Sage dadurch einen tiefen moralischen Inhalt, indem sie uns auffordert, in ähnlichen Verhältnissen Meister über uns selbst zu werden."

Spengler machte seinen jungen Freund jetzt auf ein schön gearbeitetes und mit vielen Schnörkeln versehenes Spinnrad aufmerksam, an dessen einem Querstäbchen ein elfenbeinerner Ring von der Größe einer Handfläche angebracht war. Derselbe bestand aus drei um einander geschlungenen Reifen, jedoch so, daß keiner den andern berührte; die Reifen hatten nur die Dicke einer starken Stricknadel; keiner bestand für sich allein, keiner zeigte Anfang und Ende, alle drei bildeten ein Ganzes. Das Werkchen war höchst fein und kunstreich gearbeitet, und man begriff es kaum, wie es möglich geworden, dem Ringe die dreifach durchbrochene Form zu geben. Johann stand lange im Anschauen versunken. Spengler störte ihn nicht, und erst nach einer langen Pause sagte er: „Das ist ein sogenannter Dreifaltigkeitsring. Die Arbeit schlägt in unser Fach; aber sollt' es wohl heut zu Tage einen Drechsler geben, der Aehnliches schaffte?"

Jener seufzte und meinte: „Künstler möchten schon da sein, die Derartiges verständen; ein schlichter Drechsler aber habe die Augen davor zu schließen, daß eine vergebliche Sache ihn nicht verlocke von seiner sonstigen Arbeit. Wahr aber ist's", schloß er, „der Ring ist ein Meisterstück und nur mit der Feile gearbeitet, denn kein anderes Werkzeug konnte diese wellenförmigen Linien bilden."

„Ja, ein prächtig Stücklein ist's!" bestätigte Spengler, „und wenn ich auch sonst nicht liebe, was die Jesuiten uns gebracht, bin ich dem würdigen Pater doch recht dankbar für seine Erfindung." *)

Herr Lorenz Spengler war ein mittheilsamer, wohlwollender Mann, immer freundlich, immer gesprächig, trotz seiner empfindlichen Fußgicht. Wenn Johann um dies oder jenes ihn zu befragen hatte, wurde ihm die Antwort so klar und verständig, so freundlich und ermunternd gegeben, daß es eine Lust war, mit dem alten Herrn zu verkehren. Da war kein Drängen zur überstürzenden Eile, im Gegentheil, ein gelegentliches Abmahnen von allzu großer Hast, da bei einer solchen die Arbeit selten sich fördere; da war kein einseitiges Festhalten an einer einmal gefaßten Ansicht, sondern ein wohlthuendes Eingehen auf den etwa bessern Vorschlag des Jüngern; da war kein kurzes, herrisches Abweisen, wenn der Fragende einmal zu ungelegener Stunde kam, Lorenz

*) Bekanntlich war der Jesuit Scherer etwa um's Jahr 1660 der Erfinder des Dreifaltigkeits- oder Ewigkeitsringes.

Spengler nahm sich stets so viel Zeit, um das Vorliegende mit Ruhe zu erledigen. Es machte ihm überhaupt Freude, den Laien zu belehren, sobald er sah, daß es jenem Ernst damit war. „Wenn Ihr gern etwas wissen möchtet, was Euch bis dato unbekannt ist, so fragt nur frisch von der Seele weg; ich steh' gern Red' und Antwort.“ Diese Worte hatte er gleich Anfangs an seinen neuen Hausgenossen gerichtet, und dieser machte nicht selten Gebrauch davon, denn zu fragen gab's viel bei Herrn Spengler. Die Glasschränke in seinem Zimmer enthielten so manches zur Frage Verlockende, daß der junge Mann oft nicht wußte, wo er zuerst anfangen sollte; wie oft er aber auch fragte und wieder fragte, nie ermüdete der Principal, stets empfing der Wißbegierige eine befriedigende Antwort.

Spengler war kein Mann, der sich hinsichtlich seiner Stellung und Kenntnisse überschätzte; eben so wenig sah er es ungern, wenn man seinen Stand als Handwerker berührte; er nahm es deshalb auch ganz freundlich auf, als Johann einst offen und ehrlich fragte, wie es komme, daß er als Drechsler das Amt eines Aufsehers über die königliche Kunstkammer erhalten habe.

Spengler strich mit der weißen Hand einige Male über das sorgfältig frisirte Toupet, was er häufig that, wenn's ihm so recht behaglich war, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sagte: „Wie ich zu meinem Amte gekommen, mein Lieber Nun, auf die einfachste Weise von der Welt. Nicht

durch bedeutende Kenntnisse oder Leistungen, sondern durch Zusammentreffen günstiger Umstände. Ich hatte das Drechslerhandwerk erlernt und, nach Vollendung der üblichen Wanderjahre, mich hier in der Residenz niedergelassen. Ich mochte wohl etwas leisten, wenigstens trug ich den Namen davon, denn ich bekam Arbeit vollauf und wenn eben keinen reichen, doch einen guten Verdienst. Der Zufall machte mich mit dem Aufseher des Kunstkabinets bekannt, und da der bereits bejahrte Mann mich gern hatte, durfte ich zu jeder Stunde die Sammlung besuchen. Um diese Zeit starb ein entfernter Verwandter von mir, der ein beträchtliches Vermögen besaß; ein Testament war nicht vorhanden, und ich, der niemals eine Ahnung gehabt, durch Erbschaft ein wohlhabender Mann zu werden, ward als nächster Intestaterbe anerkannt und kam in Besitz eines anständigen Vermögens. Jetzt durfte ich meiner Neigung für Kunst und Wissenschaft mich ungehindert hingeben; ich ward fast ein täglicher Gast der Kunst- und Naturaliensammlung, leistete dem altersschwachen Aufseher manchen kleinen Dienst in seinem nicht ganz leichten Amt und ward ihm dadurch fast unentbehrlich. Eines Tages war ich beschäftigt, einen neuen Katalog zu entwerfen, da der alte nicht mehr genügte. Bei dieser Arbeit, die ich aus eigenem Antriebe unternommen, überraschte mich der König; er ließ sich die Papiere zeigen und äußerte sich freundlich und wohlwollend darüber. Kurz darauf reparirte ich einen kostbaren Fächer der Königin, welcher ihr als

Andenken einer theuren Verwandten von unschätzbarem Werthe war. Ich hatte mein Möglichstes gethan, das Stück gut wieder herzustellen, und höchsten Orts war man sehr erfreut darüber. — Die beiden geringfügigen Dinge entschieden über meine Zukunft; man betraute mich mit mehreren Aufträgen, ernannte mich zum Hofdrechsler, und als nach wenigen Jahren der alte Verwalter das Zeitliche segnete, trat ich an seine Stelle. — Ihr seht, mein junger Freund", schloß Spengler, „daß weder Zauberwerk, noch große Befähigung mich auf diesen Platz hinstellte, sondern daß Alles seinen natürlichen Gang ging, indem die Gunst des Zufalls mit der Gunst der Verhältnisse zusammenwirkten."

Johann fühlte sich so recht von Herzen wohl in seiner Umgebung; am glücklichsten aber war er, wenn er die Kunstkammer besuchen durfte, und es konnte keinen stillern, andächtigeren Beschauer geben, als ihn, wenn er Sonn- oder Festtags durch die weiten Räume wanderte, wo so viele stumme und doch beredte Zeugen aus dem Gebiete der Kunst und Natur ihm entgegentraten. Spengler hatte seine Freude an diesem stillen, nachdenklichen Beschauen und Prüfen; er ließ es sich selten nehmen, ihn als Cicerone zu begleiten, und seinen faßlichen Belehrungen, seinen bündigen kurzen Erklärungen verdankte Johann manche Kenntnisse, manche Freude, die ihm früher ein versiegeltes Buch gewesen war.

Es konnte nicht fehlen, daß den jungen Handwerker, der sein Handwerk liebte und es auf die Höhe möglichster

Vervollkommnung zu bringen strebte, mehr die plastischen Kunstwerke als diejenigen der Malerei anzogen; am häufigsten und längsten aber verweilte er bei den Gegenständen, die seinem eigenen Handwerk verwandt waren, und dazu gehörte vor allen Dingen jener Dreifaltigkeitsring. Der Gedanke, der ihm beim ersten Anblick desselben durch den Kopf blitzte, noch formlos, haltlos, setzte sich nach und nach fest und ward endlich zum ernsten Vorsatz, wenigstens den Versuch zu machen, das kleine Kunstwerk nachzubilden. Wie das so seine Weise war, ging er ganz geheim dabei zu Werke; er fertigte die Zeichnung, nahm ein kerniges, fehlerfreies Stück Elfenbein, zeichnete die Contouren sorgsam darauf ab, that die ersten rohen Schnitte, und der Anfang ging glücklich von Statten. Je mehr die Arbeit vorwärts schritt, desto sicherer und rascher wurde die Ausführung. Zwei Linienreihen schlangen sich bereits fein und weich um einander, und dem Jünglinge zitterte oft die Hand vor Freude, wenn er den Schatz seiner Ausdauer und Tüchtigkeit hervornahm, um weiter daran zu arbeiten. Zwei Bogen der dritten Linie sind vollendet, da entdeckt der scharfsichtige Arbeiter noch eine kleine Unebenheit daran, er setzt noch einmal die Feile an, das Instrument gleitet ab, der eine Bogen zerspringt, und die ganze Arbeit vieler Monden liegt zerstört vor dem Erschrockenen. — Aber er verliert den Muth nicht, noch weniger die Ausdauer. Mit Ruhe und Liebe beginnt er das Werk noch einmal, und als auch dieses durch einen Riß im

Elfenbein verunglückt, da setzt er zum dritten Mal die Feile an, und diesmal krönt das Gelingen die Ausdauer.

Herr Lorenz Spengler war baß erstaunt über die Arbeit seines Hausgenossen; er prüfte sie von allen Seiten, nickte ab und an beifällig mit dem Kopfe, legte dann den Ring vor sich auf den Tisch, fuhr mit der Hand über das tadellose Toupet und sagte lächelnd: „Ei, ei! Ihr habt da nicht allein eine feine, saubere Arbeit gemacht, sondern ein wahrhaftiges Kunstwerk! Ich sag's Euch offen, ich hätt's nimmer zu Stande gebracht und kein Drechsler im ganzen Königreich! Ei, ei, da hättet Ihr ja zum zweiten Male durch Muth und Ausdauer den Danebrogsorden verdient."

Johann wurde roth, Jener fuhr lächelnd fort: „Nun, werdet nicht roth darob. Mancher trägt einen Orden, der sein nicht werth ist, und Mancher verdiente ihn schon, aber erhält ihn nimmer. Doch das ist Kinderei, mein Lieber! Die Tüchtigkeit und das Selbstbewußtsein ist mehr, als Orden und Ehrenzeichen! Wer weiß übrigens, ob Eure Zukunft durch dies Werkchen nicht eine ganz andere wird, als Ihr meint. Morgen bitte ich mir auf einige Stunden den Ring aus, denn Eure Arbeit muß in weitern Kreisen bekannt werden."

Gehoben und beseligt durch das reichgespendete Lob seines Principals, eilte der junge Mann zu dem alten wackern Steffens, um ihm die gelungene Arbeit zu zeigen. — Dieser war ganz wieder der Alte, wie er es vor dem Brande gewesen;



Rud. Geissler.fec. Dreifr.

in dem schmuck und nett aufgebauten Hause schaltete und waltete er nach wie vor in seiner alten kernigen Weise, und wenn die Rede auf die Zeit des Stadtbrandes kam, was nicht selten geschah, so spottete er selbst am meisten darüber, wie er damals den Kopf so total verloren und wie ein unmündiges Kind zum Vetter Koens sich habe führen lassen, während sein Weib und andere gute Freunde für sein Hab' und Gut gesorgt. — „Na, da bist Du ja, mein lieber Tausendkünstler! Hast Dich ja in langer Zeit nicht sehen lassen, daß ich schier dachte, Du seiest ohne meine Erlaubniß in den Himmel 'neingewandert." Mit diesen Worten empfing der lustige Alte unsern Freund, dem die Gluth der Freude hell auf dem Gesichte stand. „Ja, Väterchen", entgegnete er fröhlich, indem er die Mütze übermüthig in die Ecke warf, „seht, das hat seine Ursachen; ich war die letzten Wochen arg pressirt."

„Kann's denken!" sagte Steffens, „wer gern arbeitet, hat stets vollauf zu thun; die Arbeit mehrt sich ihm unter den Händen, eben weil er hundert Dinge vornimmt, die er ändern und bessern möcht'. So geht Dir's auch; hast wenig Zeit, eben weil Du sie benutzest, Dich nicht treiben lässest von Andern, aber Dein eigner Treiber bist. Und das ist ganz brav und respektabel", fügte er hinzu, während er dem Gaste die lange holländische Pfeife reichte und den Deckelkrug mit Dünnbier vor ihn hinsetzte; „allein ich denk', auf ein Viertelstündchen hättest schon einmal kommen können."

„Ich werd's wieder gut machen", entgegnete Jener; „bis zehn Uhr bleib' ich heut da, und dann auch will ich Euch etwas zeigen, das Euch freuen soll, so gewiß, wie's Dünnbier schäumt im Krug und der Rauch aus der Pfeife zieht."

„Das wäre!" sagte Steffens neugierig, indem er dem Freunde näher rückte. „Und was hast Du denn, Du Blitzkerl?" setzte er fragend hinzu.

Johann zog seinen wohlverpackten Schatz hervor und hielt dem erstaunten Alten den Ring vor die Augen.

„Ei, zum Kuckuk!" rief der Wirth aus, „wie kommst Du zu dem Prachtdinge?"

„Nun, wie man zu Dingen kommt, die man selbst schafft!" meinte Johann triumphirend.

„Du hast das Ding gearbeitet?" fragte fast erschrocken der Alte. Jener nickte lächelnd. Da reichte Steffens ihm beide Hände über den Tisch und sagte herzlich: „Na, da gratulir' ich und nenn' Dich noch einmal einen Blitzkerl und einen Tausendkünstler. Sieh, Junge, das soll Dir Keiner nachthun, darauf wett' ich zwölf Faß Dünnbier!"

Johann erzählte nun, wie es ihm mit der Arbeit ergangen, wie Herr Lorenz Spengler erstaunt darüber gewesen und sie ein Kunstwerk genannt habe.

„Mag wohl Recht haben, der alte gute Herr", sagte Steffens, „denn er versteht's, derlei Sachen zu beurtheilen. Aber halt", unterbrach er sich selbst, indem er nach der Thür horchte, „richtig, da kommen sie, der Berliner und Stutt-

garter, auch der Mecklenburger, den kenn' ich am schlürfenden Gange. Na, die werden Augen machen, und der Mecklenburger wird seinen blauen Aerger haben, denn gönnen thut er Dir's nicht."

Der Alte hatte kaum ausgesprochen, als die Erwarteten in's Zimmer traten. „Nun, bei'm großen Fritz mit seinem Krückstock! sieht man Dich einmal hier?" rief der Berliner, dem Genossen die Hand reichend.

„Ja, der Baron ist hoffähig geworden, drum kommt er nicht mehr in die Herberge", spottete der Mecklenburger.

„Bin wenigstens heut da, wie Du siehst", entgegnete Johann, geflissentlich nicht weiter auf den Spott eingehend.

„Kehr' Dich nicht an den Wüsten dort", nahm der Schwabe das Wort; „'s freut mich grausam, daß Du wieder einmal hier bist; haben uns lang' nicht gesehen. Wollen heut Abend ein vernünftig Wörtle schwätzen."

„Und vor allen Dingen", unterbrach ihn der Wirth", „sollt Ihr Euch mit uns freuen und Euch wundern, was Menschenhände schaffen können." Die jungen Leute blickten den Sprecher fragend an; dieser fuhr fort: „Setzt Euch nur ruhig auf Eure Plätze, dann sollt Ihr's schon hören."

Als man sich's bequem gemacht, nahm der Alte mit einer gravitätischen Miene die Schachtel, welche den Ring enthielt, setzte dieselbe geöffnet mitten auf den Tisch und sagte: „Seht, das hat der Bremer gearbeitet! Nicht umsonst ist er in die Werkstatt des Spengler gekommen; aber umsonst hat man

von gewisser Seite seine Geschicklichkeit als bloßen Schein hingestellt."

Alle staunten, und der Mecklenburger biß sich auf die Lippen, denn er wußte, wem die letzten Worte galten.

„Bruderherz!" rief der lebhafte Schwabe, nachdem er den Ring prüfend betrachtet, „Bruderherz, Du kannst mehr als ich; ich streiche die Segel vor Dir." Und er schüttelte dem Freunde, der ganz selig da stand, herzlich die Hände; der Berliner folgte, auch der Mecklenburger blieb nicht zurück, obgleich man ihm ansah, daß es ihm schwer ward.

Der Hausherr ließ Bier hereinbringen, frisch vom Faß, schenkte die Krüge voll und sagte fröhlich: „So, nun trinkt und seid guter Dinge! Heut habt Ihr freie Zeche, das wenigstens will ich beitragen." Man stieß auf das Wohl des geschickten Arbeiters an, und Steffens meinte, daß man gar nicht wissen könne, was der Ring Gutes schaffe für die Zukunft; wolle Spengler ihn doch morgen in weitern Kreisen zeigen, damit die Fähigkeit des jungen Norddeutschen bekannt werde.

Der Krug schäumenden Biers, den der Alte auf einen Zug ausgetrunken, machte ihn ganz redselig, und er schloß mit den stolzen Worten: „Gebt nur Acht, der Johann geht nicht wieder heim nach Deutschland; er wird hier bleiben, wird Hofdrechsler und, wenn der Spengler einmal stirbt, Aufseher der königlichen Kunstkammer!"

„Väterchen!" unterbrach Jener den Alten lachend, „Ihr

habt einen kindlichen Glauben und seht mich schon im Geiste mit wohlgepuderter Frisur und dem langen Bambusrohr mit silbernem Knopf. Wollen's übrigens abwarten und uns nicht grämen, wenn von Allem kein Tüttelchen eintrifft."

„Nun, mir sollt's schon lieb sein, Dich als Hofdrechsler zu wissen", sagte der Stuttgarter fröhlich, indem er wie zur Bekräftigung auf den Tisch schlug, daß die zinnernen Deckel auf den Steinkrügen klirrten.

„Ja, mir auch!" rief der Berliner und gab dem Freunde einen herzhaften, gut gemeinten Schlag auf die Schulter. Der Mecklenburger aber starrte in seinen Krug, als hörte er von dem Allen nichts; ein häßlicher Zug legte sich um seine Lippen, und die buschigen Brauen zogen sich finster zusammen. Es schien, als träte ein böser Gedanke an ihn heran; doch Niemand merkte es in der allgemeinen Lust, als vielleicht er selbst.

Der Ring war mehrere Male von einer Hand in die andere gegangen; nur der Mecklenburger hatte ihn noch nicht berührt, als fürchte er sich vor dem weißen, harmlosen Dinge. Jetzt leerte er rasch seinen Krug, schob ihn hastig von sich und sagte mit etwas unsicherer Stimme: „Nun, so gebt mir auch einmal das Wunderding her; wollen sehen, ob denn wirklich kein Makel daran ist."

Bereitwillig gab Johann ihm die Schachtel mit dem Ringe und meinte, Jener solle nur genau prüfen, ihm sei nicht bange vor einem scharfen Auge.

Der Mecklenburger betrachtete den Ring lange, hielt ihn gegen das Licht, um die Glätte des Feilenzugs zu prüfen, dann sagte er: „Wahrhaftig, es ist kein Fehl dran, keine unebene Stelle! Kannst stolz drauf sein, Bruder Hanseständter!“ Und noch immer betrachtete er den Ring, als könnte er sich nicht davon losreißen. Er war aufgestanden und bog sich weit vorüber dem Lichte zu; da plötzlich schien er auszugleiten, den fast krampfhaft geschlossenen Fingern entfiel der Ring, er machte eine Bewegung ihn wieder aufzufangen, aber seine Hand schlug schwer und dröhnend auf die Tischplatte nieder — das Kunstwerk zerbrach in Stücke.

Alle sprangen auf, nur Johann war keiner Bewegung mächtig; wie in einem bösen Traume starrte er auf die weißen Rudera seines Schatzes, woran er so lange Monden gearbeitet!

„Das hast Du mit Fleiß gethan, Du Schuft!“ rief der Schwabe zornig aus und ballte die Faust gegen den Zerstörer. Steffens hatte vor Entsetzen die lange Thonpfeife zerbrochen, er schoß funkelnde Blicke auf den Mecklenburger und erhob beide Arme, als wollte er sich an ihm vergreifen. „Das also führtet Ihr im Schilde, als Ihr heuchlerisch den Ring fordertet?“ sagte er mit von Wuth erstickter Stimme; „das Zuchthaus für so einen schlechten Streich!“

„Nun, was habt Ihr Euch denn so entsetzlich, als hätt' ich einen Todtschlag begangen?“ warf der Mecklenburger

dazwischen. „Wer kann für ein Malheur? Ein ander Mal laßt keinen Sand streuen, so gleitet man nicht aus.“

„Das lügst Du!“ schrie der Berliner; „schütt'st dem Sande die Schuld in die Schuhe, Dich weiß zu brennen! Man kennt Dich, Dein böser Wille ist's gewesen, dem Bremer Eins zu versetzen, Du —“

„Der Baron ist ja geschickt“, fiel der Andere ein, „er kann bald genug so ein zierlich Ding wieder zurechtbringen und doch noch Hofdrechsler und Aufseher werden!“

Der hämische Ton der letzten Worte schürte den Zorn der Andern noch mehr an; sie sprangen auf den Störenfried los, zerrten ihn an der Gurgel, und wer weiß, was Entsetzliches geschehen sein möchte, wenn Johann nicht plötzlich sich aufgerafft und zwischen die Wüthenden gedrängt hätte. „Laßt ihn!“ sagte er mit bebenden Lippen und todtbleichem Gesicht. „Mein Ring ist hin; den macht's nicht wieder heil, wenn Ihr den auch in Stücke schlügt. Wenn Einer die Hand gegen ihn erheben dürft', so wär' ich's vielleicht — aber ich will mich nicht versündigen; drum laßt ihn los!“

Augenblicklich sanken die kampfgerüsteten Arme nieder; grollend wandten die Burschen sich ab von dem Mecklenburger, und der alte Steffens schaute so finster vor sich hin, wie man ihn noch nie gesehen. Johann aber suchte die Stücklein des zerstörten Ringes zusammen, legte sie mit zitternden Fingern in die Schachtel und verließ mit einem halblauten „Gutenacht!“ die Herberge.

Das war ein gar trüber Heimgang für den armen Burschen! Wie glücklich war er vorhin durch die Gassen geeilt, und jetzt? Sein Herz war ihm zum Weinen betrübt und sein Kopf zum Zerspringen voll; aber weinen konnte er doch nicht; es schien, als wären die Thränen zu Eis geworden und lägen ihm nun kalt und schwer auf dem Herzen.

Die Nacht über schloß er kein Auge; er warf sich hin und her auf seinem Lager und konnte keine Ruhe finden. So müsse dem zu Muthe sein, der ein böses Gewissen habe, meinte er, so voll Qual und Unfrieden. Endlich gegen Morgen ward es stiller in ihm. Er faßte den Gedanken an seinen Verlust von allen Seiten; er begann sich daran zu gewöhnen. „Es ist einmal nicht zu ändern" sprach er vor sich hin, „und wenn ich mir den Kopf an der Mauer einrennen wollte, es hilft zu nichts! — Es ist Manchem schon Aergeres angethan, und bei Licht betrachtet, ist doch der Hals dabei geborgen und der Schaden zu ersetzen. Wär' der Ring zum dritten Male mißlungen, ich hätt' mich an den vierten gemacht — und das will ich fassen und festhalten und mit frischem Muthe wieder daran gehen."

Das war nun ein ganz verständiges Vornehmen und sicher besser, als ein nutzloses Jammern, Zürnen und in Trägheit Versinken. Freilich, als er am Morgen die traurigen Ueberbleibsel anschaute, da machte sein Herz aufs Neue Miene zu verzagen; aber er nahm sich mit Gewalt zusammen und ging an die Tagesarbeit. Er arbeitete hastiger als

sonst, bloß um seine Gedanken abzuziehen; denn er wußte wohl, daß Arbeit das beste Mittel ist, quälende Gedanken abzuschütteln und den befangenen Sinn freier zu machen.

Da kam der Postbote und brachte ihm einen Brief aus der Heimath. Es war die wohlbekannte, mühsam hingemalte Handschrift seines Vaters. Das war eine Freude nach dem gestrigen Leid! — Der Dreifaltigkeitsring sammt dem boshaften Mecklenburger war flugs vergessen, und hastig erbrach er das Siegel, öffnete und las. — Doch schon nach den ersten begrüßenden Zeilen ward der Ausdruck seines Gesichts ernst und trübe, seine Lippen zuckten, und als er bis zu Ende gelesen, da legte er den Brief laugsam zusammen und schaute stumm vor sich hin.

So hatte er lange seinen Gedanken nachgehangen, da trat Spengler in die Werkstatt, und nach freundlichem Gruße fragte er nach dem Ringe. Das war eine böse Erinnerung für den jungen Mann. — „Ach", sagte er traurig, „mit dem ist's nichts mehr!" und als Jener befremdet ihn anblickte, reichte er dem Prineipal den zerstörten Ring.

„Was heißt das?" fragte dieser erschrocken zurücktretend. Und Johann erzählte nun in abgebrochenen Sätzen den Vorfall des gestrigen Abends.

„Das war ein schlechter Streich, wenn's aus Bosheit, und ein leichtsinniger, wenn's aus Unvorsichtigkeit geschah!" sagte Spengler kopfschüttelnd. „Armer Hansemann, das thut mir leid um Euch und um den Ring selbst! Doch, Ihr

habt ja Muth und Ausdauer; macht Euch auf's Neu' an die Arbeit, ich geb' Euch Tags über Zeit, da fügt's Euch schneller, und das Unglück ist bald vergessen."

„Ein Unglück kommt nie allein!" entgegnete Jener trübe. „Ich muß fort von hier; meine Mutter liegt schwer krank, ohne Hoffnung aufzukommen. Sie verlangt nach dem einzigen Sohne, und der Vater schreibt, sie könn' nicht ruhig sterben, bis sie mich gesehen."

„Das ist eine traurige Botschaft", sagte Spengler theilnehmend, „und da gilt es freilich kein Säumen. „So rafft Euch auf, mein junger Freund, und geht in Gottes Namen heim. Vielleicht wird noch Alles gut, und nach der trüben Zeit kommt eine bessere. Dann aber kehrt wieder zurück nach Kopenhagen, und alles Uebrige wird sich schon finden."

Noch am selbigen Nachmittage stand Johann auf dem Deck eines Schiffes, das nach Hamburg segelte, und mit feuchten Augen sah er nach und nach die Stadt verschwinden, die ihm fast eine zweite Heimath geworden war. Von seinen Freunden hatte er keinen mehr gesehen, nur dem alten Steffens sagte er ein kurzes, herzliches Lebewohl. Der gute Mann war so bewegt, als sei es ein Abschied für ewig — und er mochte Recht haben; wir wissen's wohl, wenn wir Jemandem die Hand zum Fortgehen drücken, ob aber jemals wieder zum Willkommen, das wissen wir nicht.

IV.

Viele Jahre waren verstrichen, seit unser Freund die Hauptstadt Dänemarks verlassen. Es war doch so ganz anders gekommen, als seine Freunde es hofften, als er selbst es einst gewünscht. Er hatte Kopenhagen nie wieder gesehen, auch Spengler und Steffens nicht — Beide deckte lange das Grab. Es war ganz anders gekommen, als der junge Mann eine kurze Stunde es geträumt; aber auch so war es gut, denn Frieden des Herzens und Frieden des Hauses sind köstliche Güter, und beide legten ihre weichen und leitenden Arme um unsern Freund.

Er war noch eben früh genug gekommen, um den Segen seiner sterbenden Mutter zu empfangen und dem trauernden Vater ein Trost zu sein in den schweren, öden Tagen, die über uns kommen, wenn zwei liebe Augen sich geschlossen, daß wir nie mehr hineinschauen können. — Als nun später der Sohn von einer Rückreise nach Dänemark sprach und von seinen Hoffnungen für die Zukunft, da meinte der Vater, er würd' es nicht überleben, wenn jener auf's Neue fortginge; er möge nur daheim bleiben; wer etwas gelernt, finde überall sein Auskommen, und mehr als dessen bedürf' es nicht; der Reichthum mache nicht immer glücklich, und Ehren und Würden schaffen kein frohes Herz. Johann war ein zu guter Sohn, als daß er dem Alten widerstrebt hätte. Der Entschluß zu bleiben ward ihm freilich schwer genug, aber

darum hatte er auch mehr Ehre davon. Er schrieb an Spengler, was ihn daheim halte, und dieser lobte ihn wegen seines kindlichen Sinnes, obgleich es ihm leid that, einen Lieblingsplan zerstört zu sehen. Damit er aber den alten fernen Meister nicht vergesse, sandte er ihm sein Bild in Kupfer gestochen und zwar so ähnlich, wie der alte Herr leibte und lebte. Das war eine Freude für den Empfänger! — Und dies Bild hat er hoch und werth gehalten sein ganzes Leben.

Er trat nun als Meister in's Amt, nahm sich ein braves, verständiges Weib, war fleißig von früh bis spät und wurde ein glücklicher Gatte und Vater. Reichthümer freilich konnte er nicht sammeln, aber er schaffte sich und den Seinen ein mäßiges Auskommen. Und Frau Elisabeth verstand das Wirthschaften, sie wußte zu rechter Zeit und am rechten Orte zu sparen, ohne zu geizen; drum konnte sie auch dem schönen Zuge ihres Herzens folgen und helfen und mittheilen, wo es noth that. — Auf diese Weise ward Meister Johann ein zufriedener Mann, und als die Zeit kam, wo er dem alten Vater die Augen zudrückte, da sagte er zu Frau Elisabeth: „Ich danke Gott, daß ich heimgeblieben und nicht nach Dingen gestrebt habe, die ich wohl nimmer erreicht hätte."

Wir treten nun heute in das Wohnstübchen unseres wackern Meisters. Es ist ein kleines, niedriges Zimmer, aber drinnen ist es nett und sauber. Der weiße Sand, mit dem der Fußboden bestreut, knistert unter unsern Füßen; ringsum stehen einfache Möbeln; die gedrechselten Stühle mit den

bauschenden grünen Federkissen laden zum bequemen Ruhesitz; der mächtige, braun angestrichene Klapptisch zeigt, daß eine zahlreiche Hausgenossenschaft Platz daran findet; der altmodische Glasschrank in der Ecke läßt uns einen Blick auf das saubere Thee- und Kaffeegeschirr der Hausfrau thun, und die drei Bilder an den nach damaliger Bürgersitte geweißten Wänden machen uns mit Personen bekannt, die mehr oder minder unsere Aufmerksamkeit verdienen. Es ist der alte Fritz mit dem großen, scharfblickenden Auge, General Laudon mit den finstern, ernsten Zügen, und — der mild und klar dreinschauende Lorenz Spengler.

Am Fenster, das einen Blick in's grüne Gärtchen gestattet, sitzt die Hausfrau hinter dem Spinnrade; sie läßt emsig den Faden durch die Finger gleiten, die Rolle füllt sich zusehends mit dem glatten Garn, und der stattliche Rocken wird immer schmächtiger durch das fleißige Zupfen. Unter dem mächtigen Ofen streckt sich ein wohlbeleibter gelber Kater, der mit dem Rädchen um die Wette schnurrt, und der Kanarienvogel über der Thür schmettert anhaltend dazwischen. Die Meisterin ist eine stattliche Frau mit einem Gesichte, das man liebgewinnt, wenn man nur einmal hineingeschaut. Aus den blauen Augen spricht Verstand und Nachdenken, aus den sanftgeschwungenen Linien um den Mund Herzensgüte, und die trotz der Jahre furchenlose Stirn deutet auf Klarheit und Ruhe der Seele.

Die fleißige Spinnerin hört jetzt die Hausklingel; sie richtet den Blick durch's Thürfenster auf den Hausflur, und über ihr ruhiges Gesicht gleitet ein freundlicher Zug, denn sie erkennt einen lieben Freund, welcher eintritt; rasch setzt sie das Rädchen in die Ecke, säubert die Schürze eilig von den Schäbseln*) und öffnet die Thür.

„Kommst Du schon nach Haus? Ich dachte, Du würdest heute länger fortbleiben." Mit diesen Worten empfing die Frau den lieben Hausherrn.

„Wär' auch geschehen", war die Antwort, „wenn's nicht etwas Streit gegeben hätte. Man weiß nicht, wohin dergleichen oftmals führt; ich kann auch hitzig werden, und da ist's besser, man macht sich aus dem Staube."

Die Frau war dem Manne behülflich, den Sonntagsrock auszuziehen; sie setzte ihm die Hausschuhe hin, reichte ihm die Lederkappe und drückte ihn dann in den Lehnstuhl dicht am Ofen. „Und was fiel denn vor?" fragte sie ruhig.

Jener lehnte sich behaglich zurück und versetzte: „Ja, was war es? Ich habe seit Jahr und Tag nicht an den Dreifaltigkeitsring gedacht, und da werd' ich heut daran erinnert auf eine Weise, die mir nicht lieb ist." Die Frau sah ihn fragend an. Jener fuhr fort: „Der Stückmeister**) hat

*) Darunter versteht die Spinnerin die hin und wieder im Flachs zurückgebliebene Schale der Flachspflanze.

**) So nennt man den angehenden Meister während der Zeit, in welcher er am Meisterstück arbeitet.

seinem Meisterstück *) einen Dreifaltigkeitsring angehängt." — „Nicht möglich!" warf die Frau erstaunt hin.

„Nun, es war schon möglich, aber wie?" sagte der Meister. „Der Ring war nicht schlecht gearbeitet, aber vielfach zusammengesetzt, und das darf nicht sein. Wie es an's Urtheilen und Strafen **) geht, sprech' ich meine Meinung, aber da kam ich schön an! Die Meister allesamt, vom Alt- bis auf den Jungmeister behaupteten, ein solcher Ring könne niemals aus einem Stück gearbeitet werden; sogar der Morgensprachsherr ***), der doch ein Senator ist und gewiß viel gesehen hat im Leben, trat mir entgegen. Das verdroß mich, aber ich blieb bei der Wahrheit und sagt' es Allen ins Gesicht, daß sie wohl nie einen echten Dreifaltigkeitsring gesehen, und als man dennoch darauf bestand, da platzte ich

*) Besteht bei den Drechslern aus einem Spinnrade, dem zuweilen aus freier Wahl noch eine Haspel beigefügt wird.

**) Bei Beurtheilung eines Meisterstücks wird, da keins als fehlerlos angenommen, dem angehenden Meister eine Geldstrafe auferlegt, etwa zwischen zwei und zehn Thalern, welche in die Amtskasse fließt.

***) Jedem Amte sind ein oder mehrere Morgensprachsherren beigegeben, die das Beste des Amtes wahren und bei vorkommenden Fällen Rath ertheilen müssen. Auch bei'm sogenannten „Aufweis" des Meisterstücks ist ein solcher zugegen. Den Namen „Morgensprachsherr" führt er wohl deshalb, weil die Amtsmeister ihn in der Regel an einem Morgen zu sprechen suchen; ein solcher angesetzter Termin wird „Morgensprache" genannt.

mit der Geschichte meines eigenen Ringes heraus. Der Senator sah mich groß an, die Andern meinten, wenn ich einen solchen Ring vorzeige, wolle man's glauben, sonst nicht. Ein Wort holte das andere, es war viel getrunken worden, und mancher Kopf schwankte ein wenig auf dem Rumpf; da macht' ich mich fort. Draußen kam mir der Senator nach. „Meister", sagte er, „wie wär's, wenn Sie Ihre Amtsgenossen überzeugten und einen Ring machten, wie er sein muß?" Ich blickte ihn etwas verdutzt an, er aber fuhr fort: „Ueberlegen Sie sich das; was einmal gelang, wird auch zum zweiten Male gelingen." Nach diesen Worten ging er grüßend von dannen."

Der Meister schwieg und blickte nachdenklich vor sich hin. „Der Herr hat Recht!" sagte die Frau nach einer Weile, „ich hab' Dich schon oft gebeten, einen solchen Ring zu machen, aber Du kamst nie dazu. Jetzt ist es Zeit, jetzt mußt Du daran, um Dein Wort zu beweisen."

Jener schüttelte mißmüthig den Kopf und entgegnete: „Das geht nicht mehr, Elisabeth; ich zähle bald 61, und das will was sagen; diese harten Finger schaffen dergleichen nicht mehr!"

„Wie Du so wunderlich sprichst!" sagte die Frau lebhaft, „Du bist freilich ein Sechsziger, aber kräftiger als Mancher, der die Hälfte zählt. Sieh nur, Dein Haar ist noch so schwarz wie vor Zeiten; Deine Augen sind noch scharf und stark, und Deine harten Finger werden sich schon schicken.

Nur Hand an's Werk, da gelingt's, ein fester Wille vollbringt's!"

„Ja, wenn ich noch jung wäre", versetzte der Meister, „so besänn' ich mich keinen Augenblick; die Jugend hat Muth und Geschick."

„Und das Alter Ruhe und Sicherheit", meinte die verständige Frau; „es kommt nur darauf an, daß man anfängt, das ist schon der dritte Theil der Arbeit."

„Nun denn, ich will's wagen!" sagte Johann nach einer Pause, „und mir die jungen Jahre hinzu denken. Mißlingt's, so braucht's ja Keiner zu wissen."

Meister Johann ging nun frisch an's Werk, und wahrhaftig, es fügte ihm leichter, als er gedacht. Es war, als ob die alten steifen Finger ganz gelenkig würden bei der lieben Arbeit, als ob die Feile eben so weich und gehorsam das harte Elfenbein durchbrach und die Wellenlinien glättete, wie damals, als die Jahre noch keine Furchen auf sein Gesicht geschrieben. Frau Elisabeth sah an den zufriedenen Mienen ihres Eheherrn, daß die Arbeit einen guten Anfang genommen, daß sie fröhlich von Statten ging, und drum hoffte sie auch auf ein erwünschtes Ende. Und sie täuschte sich nicht; noch war kein Vierteljahr verstrichen, da war das Werk vollendet, woran der Meister in den Stunden des Feierabends mit Liebe und Fleiß gearbeitet. Die Freude lag hell auf seinem ehrlichen Gesicht, als er den Ring nun fix und fertig vor Frau Elisabeth auf den Tisch legen konnte, und

es war ihm eine Wonne, in die überraschten Mienen seines Weibes zu schauen. Er hatte ihr die unvollendete Arbeit nie gezeigt, es war sein Lieblingsgedanke gewesen, sie zu überraschen, um sich an ihrem Erstaunen zu weiden, und Elisabeth, die das merkte, ließ ihn ruhig gewähren und störte ihn nie durch unzeitige Fragen und Erinnerungen.

„Du bist doch ein tüchtiger Meister!" sagte sie nach einer langen Pause, „und es mag wohl wahr sein, was der Spengler schrieb, daß an Dir ein Künstler verloren gehe. Und doch wollen wir das nicht beklagen; auch so schaffst Du das Deine und bist geachtet und zufrieden, mehr kann selbst ein Künstler nicht verlangen. Zwar seine Werke reichen in eine weite Zeit hinaus, und noch lange nach seinem Tode freut man sich ihrer. Aber mancher Künstler lebt auch nur im Munde Fremder, während er's nicht verstand, im Herzen derer lebendig zu bleiben, die mit ihm lebten und ihm nahe standen, eben weil er die nächsten Pflichten vernachlässigte. Es ist nicht Alles Gold, was gleißt, auch nicht der Ruhm, wenn er nicht fleckenlos ist. Drum begnüge sich Jeder mit dem, was zu erreichen in seiner Macht steht; denn im Andenken guter Kinder oder wackerer Freunde zu leben, wenn unser letztes Stündlein geschlagen, dahin kann's ein Jeder bringen, und auch das ist schön und köstlich! Und wenn nun kein Museum diesen Ring und Deinen Namen aufbewahrt, so werden unsere Kinder und Kindeskinder ihn in Ehren halten, und Dein Andenken bleibt unvergessen und gesegnet."

Der Meister hatte unwillkürlich die Hände gefaltet, als empfange er schon jetzt den Segen einer dankbaren Erinnerung; dann sagte er: „Jedem, was ihm gebührt, Elisabeth; der Ring ist mehr Dein Werk, als das meine; denn nur Deinem Zureden verdank' ich's."

„Das ist nur das Begegnen und Ineinandergreifen unserer Gedanken", erwiederte Jene; „Du hattest kein Vertrauen zu Deiner Tüchtigkeit, ich rief es wach durch aufmunternde Worte, und da schüttelte es den Schlaf von sich, weckte nun die Tüchtigkeit, die in einem Winkel Deiner Seele schlummerte, und so gedieh das Werk.

Daß Meister Johann bei der nächsten Amtsversammlung seinen Ring vorzeigte, daß derselbe allgemein bewundert wurde und der Meister mit gerechtem Stolz auf sein Werk schaute, das sind Dinge, die wir kaum zu erwähnen brauchen; daß aber die des Irrthums überführten Genossen ihren Fehler ehrlich eingestanden, dem Mitmeister die Kränkung abbaten, sein Wort bezweifelt zu haben, und ihm derb und herzlich die Hände schüttelten zum Zeichen ihrer Aufrichtigkeit, — davon möchten wir um so lieber Act nehmen, als es Dinge sind, die leider nicht zum alltäglichen Leben gehören; denn selten gestehen wir unsere Fehler offen ein, und noch seltener finden wir das abbittende Wort. Thörichter Hochmuth, falsche Scham hält uns nur zu oft von dem Guten und Bessern zurück.

Es war schon spät Abends, als unser Meister in seinem Sorgestuhl saß, die fleißigen Hände für heute ruhen lassend. Die Amtsgenossen waren eben fortgegangen, denn Johann hatte seit einigen Wochen auf's Neue die Function eines Altmeisters übernommen, und da kam das Amt stets im Hause dessen zusammen, der die amtlichen Geschäfte leitete. Auf dem Tische lag noch der Ring, und Johann erzählte der aufmerksamen Hausfrau von seinem heutigen Triumphe. Elisabeth ließ ihr Spinnrädchen feiern, um durch das laute Schnurren den lieben Eheherrn nicht zu stören, und mit stillem Wohlgefallen ruhte ihr Auge bald auf dem Ringe, bald auf dem Erzähler.

„Ob der Mecklenburger noch wohl daran denkt, daß er mir einst den Ring zerschlagen", sagte der Meister, als er geendet, und sein Blick glitt lächelnd über das saubere weiße Ringlein.

„Wenn er noch lebt, vielleicht, vielleicht auch nicht, denn wir vergessen oft schnell, was wir Andern Wehes gethan", meinte die Hausfrau.

„Er muß nun auch schon alt sein", nahm Jener das Wort; „es liegen viele Jahre zwischen Damals und Jetzt."

„Die Zeit geht rasch wie ein Gedanke", warf Elisabeth hin; „fast im Umsehen wird man alt. Wer alsdann ruhig in die Vergangenheit und ruhig in die Zukunft schauen darf, der ist wohl daran und soll seinem Gott danken für ein so köstliches Doppelgut."

In diesem Augenblick trat der Lehrbursche in's Zimmer. „Meister", sagte er, „da ist ein fremder Geselle, der sich sein Geschenk vom Amt ausbittet" *)

„So spät noch?" fragte Johann, „warum kommt er denn nicht bei Tage? Es ist ja fast Schlafenszeit."

„Hat wohl bei hellem Tage nicht kommen mögen", war die Antwort. „Er sieht gar zu erbärmlich aus, scheint nichts zu haben und ist schon alt."

„Arm und alt!" seufzte Elisabeth. „Das sind zwei böse Dinge, wenn sie zusammentreffen!" Und in rascher Gedankenfolge durchging sie die Garderobe ihres Mannes, was etwa Passendes für den Fremden darunter sei.

„Laß ihn hereinkommen", sagte der Meister. Der Bursche ging, und bald trat der Erwartete ein. Dieser bot in der That einen traurigen Anblick. Zerlumpte Kleider hingen um eine verfallene Gestalt, das verwitterte Gesicht zeigte Spuren starker Leidenschaften, das spärliche Haupthaar war völlig ergraut. „Habt Ihr keine Arbeit gefunden hier?" fragte der Altmeister nach der ersten Begrüßung. Der Fremde verneinte es. „Woher gebürtig?" fragte Jener weiter.

„Aus Z.... in Mecklenburg-Schwerin", war die Antwort.

*) Einem fremden Gesellen, der keine Arbeit in einem Orte findet, wo ein Amt besteht, werden von diesem einige Groschen als Reisepfennig bewilligt, welche der jedesmalige Altmeister aus der Amtskasse auszuzahlen hat.

Johann schob das Licht zurück und sah den Fremden scharf an; dieser schien es nicht zu bemerken; sein Auge starrte auf den Dreifaltigkeitsring, der noch auf dem Tische lag.

„Aus Z.... seid Ihr?“ fragte der Meister mit unsicherer Stimme, „und Euer Name?“

Jener antwortete nicht, sein Auge haftete noch immer an dem Ringe, dann erhob er es langsam und richtete es scheu auf den Meister.

„Ich fragte nach Eurem Namen“, wiederholte Johann etwas lauter, als vorhin. Da ließ der Fremde sein Auge sinken; es schien, als ob plötzlich eine Erkenntniß über ihn gekommen sei, und er sagte halblaut: „Mein Name ist Friedrich Streuber.“

„Also doch!“ rief der Meister erschüttert aus, und seine klaren blauen Augen glitten mitleidig über die traurige Gestalt des Fremden.

„Ja, ich bin's, und Ihr seid's, Johann“, entgegnete dieser; „ich hab' Euch erkannt am Ringe dort, der mich an meinen Schurkenstreich erinnert, wie ein umgehend Gespenst.“

„Nun, das laßt nur dahinten!“ sagte der Meister. „Aber es muß Euch bös ergangen sein, seit wir uns nicht gesehn.“

„Böse Saat trägt böse Frucht!“ entgegnete Jener seufzend. „Hab's lange getrieben, wie ich's nicht gesollt: ein Verschwender und Spieler in jungen, ein Stromer in ältern Tagen! Die Jahre der Kraft, wo ich schaffen konnte, hatte ich verschleudert, und als ich's inne wurde und umkehren

wollte, da war's zu spät, und es kamen die Tage, von denen es heißt: sie gefallen uns nicht."

Streuber hatte mit Anstrengung gesprochen; er rang nach Athem, und ein scharfes Pfeifen in der Brust verrieth den traurigen Zustand seines Körpers; das Haupt sank ihm unwillkürlich auf die Brust, die Pulse an den Schläfen zuckten sichtbar, und so bot der sonst so kräftige, breitschultrige Mann ein Bild der tiefsten innern und äußern Verfallenheit dar.

„Ihr mögt's arg getrieben haben, Mecklenburger, daß Ihr so heruntergekommen", sagte der Meister nach langer Pause; „doch was geschehen, läßt sich nicht fortwischen! Wie aber soll's enden mit Euch, wenn Ihr noch in Euren alten Tagen in der Welt umherzieht? Geht doch nach Mecklenburg zurück, dort habt Ihr mindestens das Heimathsrecht."

„In der Heimath mag man am allerwenigsten zu Schanden werden", entgegnete Jener, trübe vor sich hinstarrend, „lieber in der Fremde verderben, da kennt einen doch Niemand. Und wie's auch mit mir zu Ende gehe, ich hab's nicht anders verdient."

„Nun, das ist ein Ding für sich", meinte Johann; „Manchem fügt's im Leben, der nichts dazu thut, und Mancher quält sich wie ein Lastthier und kommt nicht auf einen grünen Zweig; freilich hat er sich keinen Vorwurf zu machen, und das ist viel!" Jener seufzte tief auf. „Und Ihr wollt

weiter reisen?" fragte der Meister wieder, „bei dieser Kälte, bei Euren geringen Kräften und — hohen Jahren?"

Streuber zuckte die Achseln und entgegnete: „Was kann's helfen, mich zu sperren; Arbeit bekomm' ich nirgends; was soll man mit dem Alter, wo man der Jugend bedarf? Drum muß ich weiter, trotz Frost und Hunger. Und", setzte er halblaut hinzu, „desto eher wird's vorbei sein."

Frau Elisabeth, die während des trüben Gesprächs hinausgegangen, trat jetzt wieder ein. „Geht doch in die Werkstatt", sagte sie freundlich, „ich hab' Euch dort ein Abendbrot bereit gestellt, geht und erquickt Euch; es ist kalt, das heiße Bier wird Euch gut thun."

Streuber schaute überrascht auf; so freundliche Worte mochte er lange nicht gehört haben. Aber er ging doch nicht sogleich; erst als auch der Meister ihn dazu aufforderte, entfernte er sich.

Die beiden Gatten waren jetzt allein; unwillkürlich suchten sich ihre Blicke; Johann athmete schwer auf, als läge eine Last auf seiner Seele, die er gern abschütteln möchte. Ihm schien ein Gedanke durch den Kopf zu gleiten, dem er noch keinen Ausdruck geben konnte. „Das sind die Folgen eines verschleuderten Lebens", sagte er endlich; „einem solchen ist nicht zu helfen."

Elisabeth legte die Hand auf des Mannes Schulter und versetzte bewegt: „Zu helfen von Grund aus ist ihm freilich nicht, aber etwas ließe sich doch thun, damit er nicht gar zu



Rud. Geissler fec. Dreifr.

elend an's Ende komme." Der Mann blickte forschend in das milde Antlitz der Redenden; diese fuhr fort: „Ich bin vorhin rasch mit mir zu Rathe gegangen, Johann, und da denk' ich, es wär' wohl Menschen- und Christenpflicht, uns seiner anzunehmen."

„Und was meinst Du, das wir thun könnten?" fragte Jener nachdenklich.

„Ja, sieh!" sprach Elisabeth lebhaft weiter, „der Mensch ist alt und verkommen; ihn hinausschicken auf die Landstraße, wär' eine Grausamkeit, denn der Winter ist zu hart. Den ganzen Tag über haben wir tüchtig geheizt, und die Fenster stehen starr im Eise und denken nicht an's Aufthauen. Der Arme müßte ja erfrieren auf der Wanderschaft, bei so wenig Wärme in sich und um sich. In der Herberge kann er nicht bleiben, das würd' zu viel kosten, drum nimm ihn in Arbeit. Schafft er nicht viel, so schafft er etwas, und bei gesunder Kost und regelmäßiger Lebensweise kommt er vielleicht wieder zu Kräften."

„Der Meister fuhr mit der Hand über die Augen, dann sagte er bewegt: „Du hast ein gutes Herz, Elisabeth, das allen Menschen aufhelfen möcht', wenn's ihm auch nicht gedankt wird. Ich hatt' einen ähnlichen Gedanken vorhin, aber ich war noch nicht einig und wollt' ihm erst weiter nachhangen. Sieh, der Streuber wird wenig mehr schaffen, er ist am Rande und kommt nicht wieder auf. Ich gönne ihm schon ein Plätzchen hier im Hause, und wenn er sich satt ißt, so

macht's uns nicht arm; — aber die meiste Last fällt auf Dich; er wird Manches bedürfen, was er schweigend von Dir fordert. Und wenn er nun ernstlich krank wird, fährst Du am schlimmsten dabei. Bedenk' das, es ist nichts Leichtes, was Du aufnimmst; die Länge macht die Last. Und wer weiß, wie lange es mit solcher Krankheit dauern kann!"

Ich weiß, was ich auf mich nehme", sagte heiter und bestimmt die Hausfrau, „aber ich weiß auch, daß man Vieles tragen und schaffen kann, wenn man redlich will. Wir dürfen den Hügel nur nicht für einen Berg ansehen, so kommen wir schon hinüber, ohne schachmatt zu werden."

„Nun denn", schloß der Meister, „so mag er in Gottes Namen hier bleiben; komme dann, was da wolle, wir haben das Unsrige gethan!"

Mit welcher Erschütterung der Betheiligte die frohe Kunde vernahm, was er dachte, was er sich gelobte — davon schweigen wir; denn wir verstehen es nicht, die wogenden Gefühle einer so finstern und zerstörten Menschenbrust zu sichten und zu bestimmen. Das aber können wir verbürgen, daß von dem Tage an, wo Streuber ein friedliches Plätzchen fand, wo sein zerschlagener Körper, seine zerschlagene Seele ausruhen durften von allen selbstgeschaffenen Qualen und Stürmen des Lebens, er ein ganz anderer Mensch ward. Der finstere Geist des Unmuths, des Hasses und der Gewissenspein wich nach und nach von ihm, und in der so lange umnachteten Seele brach noch am Abend seines Lebens ein

stiller, heller Morgen an. Wer ihn früher gekannt in seinem übermüthigen Spott, seinem nichtsnutzigen Treiben, seinem rohen, verletzenden Wesen, der hätte in dem alten schweigsamen, aber nicht finstern Manne nimmer den wilden Stromer aus Mecklenburg gesucht. Lange jedoch genoß er den Segen eines bessern innern und äußern Lebens nicht. Meister Johann hatte Recht; die anscheinende Rückkehr der Körperkräfte war nur das letzte Aufflackern einer schwachen Flamme gewesen. Kaum ein volles Jahr, da trat der Tod an sein Lager und nahm ihn leise und schmerzlos aus einem Leben hinweg, das er selbst zu einer Einöde sich geschaffen, weil er Fleiß und Sparsamkeit nicht geachtet, Neid und Scheelsucht nicht erstickt und ein genußsüchtiges Treiben dem ernsten, männlichen Streben vorgezogen hatte. Und wenn die letzten Monden seines vergeudeten Lebens Zeugniß gaben, wie ein harter, düstrer Sinn sich wandeln kann, so geben sie nicht minder Zeugniß von jener schlichten, stillen Liebe, welche das Gute schafft ohne Geräusch und ohne Prunk, welche die Hand ausstreckt nach dem Gesunkenen und nicht allein die Noth des Leibes, sondern auch die Qual der Seele zu lindern strebt.

Seitdem hat mancher Frühling seine Blüthen, mancher Winter seinen Schnee auf die Erde gestreut. Millionen Augen haben sich dem goldnen Lichte zugewandt, Millionen im Tode sich geschlossen. Auch Meister Johann ist längst heimgegangen, und schon lange ist's, daß Frau Elisabeth ihre fleißigen Hände zum letzten Gebete faltete. Beide

schaffen jetzt nicht mehr, beglücken nicht mehr auf der Stätte, die für Niemanden eine bleibende ist. Kein prunkendes Denkmal schmückt ihre Gruft, keine Inschrift erzählt dem Wanderer von den Tugenden der Entschlafenen; prunklos wie ihr Leben ist ihr Grab! Nur ein Rasen deckt es, und zu Häupten breitet, ein Bild der Ruhe, der Taxus seine starren Zweige aus.

Möge der Rasen dem Staube leicht und das Denkmal, das die Ruhenden in Menschenherzen sich erbauten, unvergänglich sein! —

Was Meister Johann an irdischem Gut besaß, davon ist Manches zerstreut, Manches verändert in andere Hände gekommen und Manches im Strome der Zeit untergegangen. Zwei Dinge aber sind noch vorhanden, die ihm lieb und werth waren: das Bild Lorenz Spengler's und der Dreifaltigkeitsring. Beides ist im Besitz der Verfasserin dieser einfachen Erzählung, und Beides ist ihr ein theures Vermächtniß. Und fragst Du, lieber Leser, wie sie zu diesem Besitz gekommen, so antwortet sie Dir stolz und freudig: „Meister Johann war — ihr Vater und Frau Elisabeth — ihre Mutter!“

Ein Neujahrstag.

I.

Es war ein sonnenheller Neujahrsmorgen, aber kalt, so kalt, als fiele das Eis nur so aus der Luft herab. Wenn ein Wagen durch's Dorf fuhr, knarrten und schrillten die Räder vor Frost, und der Hauch, den die Pferde ausstießen, lag ihnen gleich wie weißer Reif um Augen und Maul. Die Sperlinge, fast die einzigen Vögel, die im Herbst nicht nach dem Süden ziehen, sondern fein häuslich in der Heimath bleiben, hockten hier und dort auf Wegen und Stegen, auf Dächern und Planken, und wo ihr scharfes Auge ein Körnchen oder Krumchen gewahrte, das Zufall oder Mitleid hingestreut, da flogen sie hastig herbei, um es aufzupicken. Ein Haus aber stand im Dorfe, da waren sie in Schaaren versammelt, und das bewohnte der alte Cantor mit seiner Frau. Das Dach war wie übersäet von den kleinen geflügelten Gesellen, und sie zwitscherten und schrieen so lustig, als säßen sie im Herbst mitten auf einem Kornfelde. Und war das Dach etwa nicht ihr Kornfeld heut, mitten unter Eis und Schnee? Sah man doch hoch oben am First ein stattlich

Garbenbündel befestigt, gleich einer Oase in der Wüste, — und drauf und drinnen saßen die Vögel und hielten Mahlzeit am Morgen des neuen Jahres.

So laut und fröhlich es auf dem Dache des alten Cantors herging, so still und ernst war es in dessen Stübchen, und man hörte nur den Pendelschlag der Schwarzwälder Uhr mit dem vergilbten Zifferblatt, die in der Ecke bei dem großen Kachelofen hing. Der Cantor saß in seinem Lehnstuhl, der mit ihm alt und gebrechlich geworden, und schob eben die Hauspostille zurück, in der er gelesen; die Frau Cantorin stand am Fenster und schaute halb in Gedanken auf die Krystallblumen, die nur der Winter so prächtig formt. Nach einer Weile trat der Mann zu ihr. „Das ist wohl der letzte Neujahrsmorgen", sagte er bewegt, „wo wir unser Häuschen allein inne haben; nur noch kurze Zeit, und mein Nachfolger wird's mit uns theilen."

„Theilen", wiederholte die Frau, „theilen, das wär' noch etwas! Aber was bleibt uns, als das Hinterstübchen und der Verschlag und ein Plätzchen auf dem Heerd für unsern Mittagstopf — alles Uebrige ist sein; das ist kein Theilen!"

Der Mann seufzte und blickte vor sich hin, dann sagte er: „Müssen's nehmen, wie's kommt, Martha. Wenn man alt ist, muß man abtreten und Jüngeren Platz machen, sagen die Leute; und wer's nicht von selbst thut, den nöthigt man dazu. So geht mir's auch. Der gnädige Herr ist Kirchen- und Schulpatron und — kann geben und nehmen."

„Ja“, meinte die Frau, „gegen das Abtreten hätt' man auch nichts einzuwenden, aber — man muß leben, und was Dir von da an ausgezahlt wird, reicht nicht hin. Wir sind nie schlechte Haushalter gewesen, aber die Zeiten waren schwer die Jahre über, da hat man nichts zurücklegen können, um später auszuhelfen.“

„Martha!“ sagte der Mann, plötzlich etwas erheitert, „bis hieher sind wir gekommen, ich denk', wir kommen auch weiter. Hör' einmal die Spatzen draußen, wie lustig sie zwitschern. Wenn sie denken könnten, hätten sie's gestern Abend auch nicht gedacht, daß ihnen heut ein Garbenbündel aufgesteckt wär'. Wer weiß, ob's uns in Zukunft nicht eben so gut geht wie den Spatzen.“

„Du hast immer Hoffnung“, versetzte Jene, „aber sie ist stets zu Schanden worden. Wie lang' hast Du gehofft, der Friedrich müsse heimkommen, — heut sind's siebenzehn Jahre, daß er fort und —“

„Immer noch nicht da ist“, ergänzte der Alte; „laß das ruhen, Mütterchen“, fuhr er tröstend fort, „sieh, das ist einmal unser Kreuz, das hört nicht auf zu drücken, bis wir im Grabe liegen, denn auf den Friedrich hoff' ich nicht mehr.“

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet, und der Wirth des einzigen Gasthauses im Dorfe, welchen man gewöhnlich den „Kronenwirth“ nannte, weil er eine Krone im Schilde führte, trat herein. Es war eine starke, vierschrötige Figur, dieser Kronenwirth, mit einem breiten, wohlgenährten

Gesichte; man sah es ihm an, daß er weder Mangel noch Sorge kannte und in einer allgemein schweren Zeit — man hatte eben den siebenjährigen Krieg hinter sich — hübsch in der Wolle saß. „Na, wünsch' ein fröhlich Neujahr, Nachbar Cantor und Frau Cantorin!" rief er überlaut, die Thür mit Geräusch hinter sich zuschlagend.

„Schönen Dank, Nachbar", versetzte der Alte, „haben's auch nöthig ein fröhlich Neujahr, und wünsch' ich's Jedem von Herzen, der's nicht hat und — der's festhalten möcht'."

„Das ist eine grimmige Kälte!" sagte der Kronenwirth, sich schüttelnd, stellte sich dann in seiner ganzen Breite vor den Kachelofen und strich mit den fleischigen Händen daran auf und nieder.

„Ja wohl, eine grimmige Kälte!" wiederholte der Cantor, „und das ist ein böser Feind für Menschen und Vieh. Es mag wohl viel Leid deshalb geben in Stadt und Dorf, laut und verschwiegen; auch viel Hülfe, laut und verschwiegen, aber des Leides giebt's mehr, als der Hülfe."

Der Kronenwirth schien nur die ersten Worte des Cantors gehört zu haben; denn er sagte, den breiten Mund zum spöttischen Lächeln verziehend: „Das Vieh, nun das nährt sich wohl, namentlich die Spatzen auf Eurem Dache; die führen ja ein Herrenleben und fressen, als ob sie hangen sollten."

„Gönnt ihnen doch den Brocken, Kronenwirth", versetzte der Cantor lächelnd, „und mir die Freude, ihn zu geben. Es kostet Euch ja kein Körnchen."

„Wollt' mich auch bedanken dafür!“ rief Jener, „möcht' schon ohnehin aus der Haut fahren, wenn die gefräßigen Dinger im Herbst über's Korn herfallen, just als wär's 'ne Heerde Heuschrecken. Ich glaub', die unnützen Creaturen sind nur aus Schnabel und Magen zusammengebacken. Und ärgern thut mich's jedesmal, wenn ich das prächtige Kornbündel oben am First sehe, das nur den diebischen Gesellen zu Gute kommt, und“ —

„Ihr gönnt doch niemals, was Gott gönnt, und das ist eben nicht schön von Euch, Kronenwirth!“ unterbrach ihn Frau Martha heftig. Man sah es ihr an, daß der Gast nicht besonders bei ihr angeschrieben stand, denn sie hatte, als er eintrat, ihm den Rücken zugekehrt und nicht eher Notiz von ihm genommen, als jetzt.

„Nun, nun!“ sagte der Cantor begütigend, „nicht so bös und hastig, Mütterchen, und das an einem Tage, wo man Jedem ein freundlich Gesicht machen und ihm Gottes Segen wünschen sollt'.“ Und zum Kronenwirth sich wendend, fuhr er fort: „Und Ihr, Nachbar, solltet Euch nimmer über Dinge ereifern, die Euch nicht schaden, und die Ihr doch nicht ändert. — Seht mit diesem Kornbündel am First, das hab' ich in Schweden gelernt, als ich in jungen Jahren die beiden Söhne eines dortigen Gutsbesitzers unterrichtete. Wenn's heilige Christfest herankommt, da findet Ihr keinen Schweden, dem's Gott gegeben, der nicht ein Garbenbündelchen den Vögeln aufsteckte. Fast auf jedem Giebel, auf Thor-

weg und Scheunenthor seht Ihr's an einer langen Stange, und das geflügelte Völkchen schwirrt und saus't um die wunderlichen Weihnachtsbäume, pickt und zerrt daran, zwitschert und jubelt, daß es eine Lust ist. Ich sag' Euch, Kronenwirth, so ein Weihnachtsfest in Schweden hat was gar Schönes und Bedeutsames. Wenn's Christfest so viele leibliche und himmlische Gaben für die Menschen bringt, da ist's wohl am Ort, daß die Reichbeschenkten auch der geringeren Creaturen nicht vergessen und ihnen ein Tischlein decken hoch oben im Freien. Und nun seht, die Sitte hat mir so prächtig gefallen, daß ich sie mitgemacht, seit ich mein eigen bin. Und weil der Friedrich" — hier zitterte die Stimme des Alten ein wenig — „und weil der Friedrich, der die Vögel gern hatte, mir anlag, auch am Neujahrstage ein Garbenbündel aufzustecken, und weil ich dacht', man könne des Guten nicht zu viel thun, so bin ich dem Jungen zu Willen gewesen, und dabei ist's geblieben und — mag's bleiben, so lang' ich noch eine Garbe habe."

Der Kronenwirth hatte ungeduldig zugehört; man merkte es, daß er die Sache schon öfter vernommen; der Cantor wußte das auch; aber weil der Nachbar stets, wo sich's traf, mit Sticheleien über die sogenannte Verschwendung bei der Hand war, unterließ Jener es nie, ihm die Geschichte auf's Neue vorzutragen. Als er geendet, sagte der Wirth: „Mit Euch kommt man nie aus; Ihr Schulmeister wißt Alles zu belegen, sprecht wie gedruckt und habt immer Recht."

Der Cantor, der trotz seines bedrückten Gemüths noch humoristisch sein konnte, versetzte: „So ist's, Nachbar, wir haben das Recht, und Ihr habt das Geld; aber Recht und Geld trifft man selten zusammen heutzu Tage."

Es giebt Menschen, die immer und am liebsten von ihrem eigenen Glücke sprechen und vorzüglich denen gegenüber, die dem Glücke nicht im Schooße sitzen. Zu solchen Menschen zählte auch der Kronenwirth. Er überhörte die Bemerkung des Cantors, um nur sogleich beim Gelde anzuknüpfen, und sagte selbstgefällig: „Ja, Nachbar, da habt Ihr Recht; man hat etwas vor sich gebracht, das ist wahr; aber man hat's auch zusammengehalten und es verstanden, den Groschen zum Thaler zu machen, — das ist eben die Kunst! Dafür hat man nun die Hände über Wasser und kann eins mitsprechen. Und meinem Sohne in der Stadt, dem Barthel fügt's auch, Gott sei Dank! Hat da die alten Nebengebäude seines Erbes an die Regierung verkauft und einen guten Handel gemacht. Wie's heißt, soll die Münze dorthin; nun, Platz ist genug da, und die alten Mauern stehen auch noch ihre hundert Jahre; insoweit hat die Regierung schon einen guten Kauf gethan. Aber der Barthel steht sich am besten dabei, streicht mir nichts, dir nichts seine 5000 Thälerchen ein für die alten Baracken, die er seiner Zeit mit fünfhundert bezahlt. Aber er hat sich auch steif gehalten! Man bot ihm anfangs drei, man bot ihm viertausend — aber nein, er blieb auf sein Stück, und richtig kriegt er's. Das ist ein

Blitzkerl, der Barthel! Ist lang nicht auf den Kopf gefallen, wenn's sich um's Beste handelt."

„Ja, ja!" schaltete der Cantor mit einem Seufzer ein, „der Barthel weiß schon, wo der Barthel den Most holt."

„Das will ich meinen!" versetzte der Wirth, indem er wohlgefällig die breiten Hände über dem stattlichen Bauche faltete, „und es ist ein wahrer Segen für die Eltern, wenn die Kinder vorwärts kommen in der Welt und keine schlechten Streiche machen, woran sie zeitlebens zu schleppen haben."

Der Cantor zuckte unmerklich zusammen und preßte die Lippen auf einander; Frau Martha aber sagte rasch: „Ja, Kronenwirth, wenn's Glück den Menschen heimsucht, da hat man leicht hinnehmen."

Der Nachbar schien die Worte nicht zu hören, denn er war eben daran, seine Meerschaumpfeife mit dem schweren Silberbeschlage anzuzünden.

Es giebt Menschen, die einem andern sein Unglück mittheilen können, ohne daß es ihnen wehe thut; auch zu diesen zählte der Kronenwirth. — „Es wird wohl Zeit, daß ich hinüberkomme", sagte er, als die Pfeife dampfte, nahm seine Pelzmütze und ging einen Schritt nach der Thür. Niemand bat ihn zu bleiben, und doch blieb er. Er that noch einen Schritt, da plötzlich drehte er sich um und sagte gedehnt: „Ja, was ich sagen wollte, Nachbar, hätt's bald ganz vergessen: am heiligen Dreikönigstage trifft ja der neue Cantor ein; oder wißt Ihr's schon?"

Der Alte fuhr zusammen und griff mit den magern Fingern fast krampfhaft in das durchlöcherte Leder seines Sorgenstuhls. „Dann schon?“ fragte er, und seine Stimme zitterte.

„Ich hab’s vom Kutscher des gnädigen Herrn, der heut früh bei mir einsprach“, war die Antwort.

„Ach du mein Gott!“ rief erschrocken Frau Martha, wir rechneten noch bis Ostern, und nun“ —

„Ja, der gnädige Herr ist etwas rasch in Allem“, sagte Jener gleichmüthig; „und es wär’ am Ende längst dazu gekommen, wenn der alte Herr nicht gewesen, der liebte das Verändern nicht und brauch’ noch keinen neuen Cantor. Nun aber der Alte das Zeitliche gesegnet, hat der junge das Heft in der Hand und kann alleweile thun, was ihm beliebt.“

„Ja, er kann ein Amt geben und eins nehmen, wie’s ihm Recht dünkt“, entgegnete der Cantor mit einem Seufzer und blickte trübe vor sich hin.

„Wenn man alle Dinge so vorher wüßte“, fuhr Jener fort, indem er mit den dicken silbernen Pfeifenquasten spielte, „so wär’s doch besser gewesen, Euren Friedrich damals Leibjäger werden zu lassen, wozu der junge Herr ihn gern gehabt; da hätt’ er jetzt ein Wörtchen für Euch einlegen können, und Ihr wär’t wohl noch manch Jährchen Cantor geblieben. Das ist nun aber verpufft, und das Schlimmste kommt jetzt nach.“

„Wohl möglich“, entgegnete der Cantor mit erzwungener Ruhe; „aber seht, Kronenwirth, wenn mein Sohn keinen

betreßten Rock tragen mocht' und lieber etwas Anderes ergriff, so mach' ich's ihm nicht zum Vorwurf. Und was uns jetzt heimsucht, das müssen wir tragen; und ich denk', wir werden's thun sonder Unmuth und Zorn, wie's Christen ziemt."

Der Kronenwirth wußte nichts zu erwiedern; er stand noch eine Weile, dann ging er. Was sollte er auch noch länger hier? Er hatte von seinem Glück gesprochen und das Unglück eines Andern verkündigt — und weiter hatte er ja nichts gewollt.

II.

Von sechs Kindern war dem Cantor Braun nur das älteste am Leben geblieben, und dies war eben Friedrich, dessen die Eltern vorhin so schmerzlich gedachten. Friedrich war ein prächtiger Junge von hellem Kopf, frohem Eifer und gutem Herzen. Nur etwas übermüthig konnte er sein und wollte gern hoch hinaus; Dinge, die sein verständiger Vater zu zügeln wußte, die aber der Kronenwirth dennoch übel vermerkte und schon deshalb einen Groll auf den Burschen hatte, obgleich dieser dem Nachbarn nie zu nahe getreten war. Dazu kam, daß Barthel, der mit Friedrich die Stadtschule besuchte, geringe Fähigkeiten besaß, so daß der Cantorssohn ihn in allen Dingen überflügelte; das wurmte den Kronenwirth, und er war dem gescheuten Burschen pur seiner Gescheutheit wegen gram. — Friedrich hatte keine Neigung zum Lehrfach; eben so wenig mocht's ihm zusagen, in Herrendienst

zu treten, wozu der junge Graf ihn aufforderte. Als tüchtiger Rechner und speculirender Kopf hatte er die meiste Neigung und die besten Eigenschaften zum Kaufmann, und Cantor Braun, der des Sohnes freien Willen ehrte, brachte alle erforderlichen Opfer gern und fröhlich, um dem Einzigen, der sein Stolz war, die Bahn für die Zukunft zu ebnen. Als Lehrling in einem großen Handlungshause placirt, leistete Friedrich mehr, als der Chef verlangte, und dieser hielt ihn deshalb hoch und werth. Allein der unerfahrene Jüngling gerieth in üble Gesellschaft, die sein hochfahrendes Wesen aufstachelte. Der Vater, der ihn in die gehörigen Schranken verweisen konnte, war fern, und so kam es, daß der junge Braun mehr Geld verbrauchte, als er durfte; daß er Schulden machte und, um diese zu decken, die Kasse seines Principals angriff, freilich mit dem Vorsatz, später durch Sparsamkeit wieder zu ersetzen, was er genommen. Allein die Sache kam an den Tag, bevor dies geschehen. Der Handelsherr, der Friedrichs sonstige Eigenschaften schätzte und ihn nicht sinken lassen wollte, erklärte, den traurigen Fall als nicht vorhanden ansehen zu wollen. Aber des Jünglings Ehrgefühl erwachte in aller Kraft; seine leichtfertige Handlung war in weitern Kreisen bekannt geworden; er schämte sich, Freunden und Bekannten unter die Augen zu treten, schämte sich, in einer Stellung zu bleiben, die er so wenig ehrenhaft behauptet hatte. Reuig, zerknirscht, aber voll Ernst, alles hochfahrende und leichtfertige Wesen für immer abzu-

thun, entschloß er sich, in die weite Welt zu gehen und nicht eher wieder heimzukehren, bis er ein Mann geworden, der durch Ernst und strenge Rechtschaffenheit den Fehler seiner Jugend vergessen mache. Die Eltern widerstrebten dem Entschlusse nicht, denn sie ehrten des Sohnes Ehrgefühl, und so verließ Friedrich die Heimath. Er ging nach Westindien, dem damals in höchster Blüthe stehenden Eldorado der Nabobs und Kaufherren. Der alte Braun trug auf eignes Verlangen die Schuld bei Friedrichs Principal ab, zwar in Raten und in langgestreckten Zwischenräumen, aber mit vielen Entbehrungen und großen Opfern. Von dem Sohne lief indessen auch nicht die geringste Nachricht ein; war er gestorben, war er seinen guten Vorsätzen untreu geworden — der Cantor erfuhr weder eins noch das andere. So verstrichen siebenzehn volle Jahre, und keine Spur von Friedrich! Wollen wir uns wundern, wenn die halbgebrochenen Elternherzen sich nicht mehr festhalten konnten an der Hoffnung? Und wollen wir uns wundern, wenn ein neidisches, unlauteres Gemüth wie das des Kronenwirths keine Theilnahme für den tiefen Kummer seiner Nachbarn empfand, sondern im Gegentheil das Ganze für eine wohlverdiente Demüthigung ansah, die ihr Stolz auf den Sohn erleiden mußte?

III.

„Martha, ich will noch einmal zur Kirche hinaufgehen und von der Orgel Abschied nehmen", sagte der Cantor am

Nachmittag des traurigen Neujahrsfestes; „der abgedankte Cantor wird die Orgel nun nicht mehr spielen vor der Gemeine, aber ich möcht' sie vor mir selbst spielen und mich noch einmal so recht tief in die alte Zeit versenken, wo ich jung war und voll Kraft und Freudigkeit. Das wird mich erquicken, Martha, und Du sollst sehen, daß ich ruhiger und fröhlicher bei Dir eintrete, als ich von Dir gegangen."

Die Frau sagte nichts; ihr Herz war so voll Trauer, mehr um den guten Alten, als um sich, — und da spricht sich's nicht leicht; sie nickte bloß mit dem Kopfe, reichte ihm den mächtigen Kirchenschlüssel hin, knöpfte ihm den alten dicken Flaus bis dicht unter's Kinn zu und öffnete ihm die Hausthür. Dann blickte sie dem Fortgehenden so lange nach, als sie ihn sehen konnte, und als sie wieder in's leere Stübchen trat, seufzte sie aus gepreßtem Herzen: „Ach, Friedrich, wenn Du so Deinen Vater sähest — das Herz müßte Dir brechen — wenn's noch schlüge", setzte sie langsam hinzu.

Gesenkten Hauptes ging der alte Mann seinen Weg. Ein scharfer Ostwind pfiff durch die winterklare Luft und machte die Kälte um so eisiger; er fühlte es nicht, denn seine Gedanken schweiften in die Vergangenheit zurück, in frohe, warme Tage, wo der Tod ihm noch keine der Blüthen geknickt hatte, an denen das liebevolle Vaterherz sich erfreute. Erst als er vor dem altersgrauen Kirchlein stand und mechanisch den Schlüssel in's Schloß steckte und die Thür sich knarrend auf den rostigen Angeln drehte, faßte ihn die Gegenwart an,

rauh und kalt, daß er unwillkürlich zusammenschauerte. — „Muß doch von Allem im Gotteshause einen Abschied nehmen", sprach er vor sich hin, als er durch die Kreuzgänge schritt und die Wölbung den Laut seines Fußtritts zurückgab. „Ist mir ja Alles so lieb geworden im Laufe der Zeit, wie treue liebe Freunde, von denen man nun für immer scheiden soll." — Nachdem er bei jedem Gegenstande geweilt, der ihm lieb und werth geworden: beim Taufstein, wo er so oft dem Geistlichen ministrirt, bei der Kanzel, wo er sonntäglich die beiden Wachskerzen angezündet, beim Altar, wo er die heiligen Abendmahlsgeräthe zurechtgestellt, ja sogar bei den hölzernen Tafeln, auf die er mit Kreide die Gesangnummern verzeichnet, — und bei Allem so seine eignen ernsten und frommen Gedanken gehabt hatte, trat er in die Sakristei. Der weiße Sand knisterte so wöhnlich unter seinem leisen Fußtritt, die Bilder der Reformatoren schauten so nachdenklich von den dunklen Wänden auf ihn nieder, die alten, vergilbten Folianten auf dem Repositorium grüßten ihn so bekannt und wehmüthig, daß der Alte meinte, ihm müsse schier das Herz brechen, von Allem zu scheiden und die Sorge dafür einem Andern, einem Fremden zu überlassen, der es doch nimmer so lieb habeu könne, als er.

Er trat an's kleine gothische Fenster der Sakristei; im Halbkreise mit buntgemalten Wappenschildern geschmückt zeigte es in der Mitte eine dunkelrothe Rose. Die Nachmittagssonne warf ihre Strahlen durch das prächtiggefärbte Glas,

und rosig flammend spielten sie auf den braunen Holzwänden, als wallte und wogte das Morgenroth daran.

Das Kirchlein lag auf einem Hügel, der von dieser Seite aus schroff abglitt; tief unten floß ein Bächlein vorüber. Jetzt freilich floß es nicht, wenigstens nicht sichtbar, denn eine schwere Krystallbrücke hatte sich darüber gebaut. Der Cantor schaute lange hinab und sah den Sonnenschein weiterrücken auf dem glitzernden Eise. „Ja, ja!" sprach er vor sich hin, der Winter hat dir's angethan, du armer Gesell, daß deine sonst so lustigen Wellen still stehen. Wie das rauscht und plaudert, wie das murmelt und klingt, wenn Alles in Fluß ist und der Winter noch hinterm Berge hockt; — aber da kommt er heran von Ost und Nord und bläs't hinein in die Welt mit Frost und Schnee, und Alles wird müd' und still; und deine Wasser schleppen sich fort, langsam und immer langsamer, bis sie stocken. — Und geht's mir anders, als dem Bächlein?" fuhr er nach einigem Stillschweigen fort und hauchte in die kalten zitternden Hände; „ist nicht das Alter mir, was jenem der Winter ist? Und die Welle des Bluts, fließt sie nicht immer langsamer und müder durch die Adern, bis sie stockt — im Tode?"

Er seufzte tief, dann riß er sich los von dem trüben Gedanken, verließ die Sakristei und stieg die Stufen zur Orgel hinan. Als er aber auf der kleinen Bank saß, die Register auszog und die Finger auf die Tasten legte, um zum letzten Male die lieben altgewohnten Weisen zu spielen, da faßte

ihn der Kummer auf's Neue. Er dachte nicht an die geringere Einnahme, nicht an die Entbehrungen, welche die zwingenden Verhältnisse auf seine alten Tage häuften; er dachte nur an die traurigen, endlosen Stunden ohne Thätigkeit, ohne Sorgen und Wirken für die Jugend, für sein Amt. Wie sollte er sie tragen? Wie dem Schmerze um den Verlust des Sohnes eine Ableitung geben? Und immer mehr versenkte er sich in seine Trauer, immer tiefer wandte er den Blick nach innen, daß ihm war, als könne es nimmer anders werden, als könne er nimmer den Schmerz von sich lassen.

Der Mensch hat Augenblicke, wo er so tief betrübt ist, daß er meint, an seine Trauer reiche nichts hinan, und doch hängt er an ihr und findet in der Trauer selbst einen Trost, eine Ruhe. Er weint bittere Thränen, und doch möchte er sie nicht missen, nicht trocknen. Ihm ist's, als webe der Schmerz ein heiliges Band, das von der Erde bis in den Himmel reicht, als baue er einen leuchtenden Weg, auf dem das zerschlagene Gemüth emporwandelt, um geheiligt zu werden. Warum sollte er das Band zerreißen, das Erd' und Himmel verknüpft, warum den Weg zerstören, der zu seiner Heiligung führt? — Solche Augenblicke waren auch über den alten Mann gekommen, wie er dasaß auf der Orgelbank und die Finger auf den Tasten ruhen ließ, und es dauerte lange, bis er den Blick der Gegenwart wieder zukehrte. „Ich werde viel am Spielen thun, wenn ich so für mich hindämmere", sagte er wehmüthig lächelnd, und nun

drückte er die Finger so kräftig und sicher auf die Tasten, als ständ' er noch in den Jahren der Rüstigkeit, und als gält' es, zu zeigen, was er vermochte.

Cantor Braun war kein gewöhnlicher Orgelspieler und hätte es mit Manchem aufnehmen können, der bereits einen Namen in der Künstlerwelt sich erworben hatte. Man merkte es seinem Spiele an, daß nichts mechanisch Eingelerntes ihm die Finger führte, sondern daß seine ganze Seele dabei war und einem jeden Tone die heilige Weihe gab. Und nun gar heute — hente, wo er seinem funfzigjährigen Amte das Schwanenlied spielte! Wie glitten die Töne dahin durch die einsamen Räume des Kirchleins, wie rauschten die Akkorde hinan zu der Wölbung, wie dröhnten sie in der Tiefe, als erbebte der Boden vom Donner eines Gewitters! — Alle Melodieen, die er wußte, heute spielte er sie zu öftern Malen, und seine rege Phantasie schmückte sie mit einem Reichthum neuer Harmonieen, daß eine jede wie ein neues, abgeschlossenes und vollendetes Tonstück erschien. So oft er nun auch zu einer Melodie zurückkehrte, so kam ihm doch keine so oft in den Sinn und unter die Finger, als die des bekannten Liedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Wenn dann der letzte Ton davon verklang und der Alte die Finger eine Weile ruhen ließ, dann sprach er leise vor sich hin: „Es war die Lieblingsmelodie unsers Friedrich, d'rum spiel' ich sie so gern." —

IV.

Während der Cantor einsam vor der Orgel saß und Niemand seinem Spiele lauschte, als er selbst und seine eigenen Gedanken, war ein Fremder bei dem Kronenwirth abgetreten, der sich für den freilich längst verflossenen Mittag eine heiße Suppe bestellt hatte. Der schwerbepackte Reisewagen des Fremden ließ auf etwas Besonderes schließen, und der Kronenwirth hätte für sein Leben gern gewußt, woher und wohin mit dem stattlichen Gaste. Dieser aber war schweigsam, und seine ernsten Mienen munterten eben nicht auf zu unberufenen Fragen. — Er war jetzt an's Fenster getreten; sein Blick fiel auf die gegenüberliegende Cantor-Wohnung und auf das hoch am First befestigte Garbenbündel, welches die Spatzen noch immer dicht belagert hielten. Ein heller, freundlicher Zug flog über das ernste Gesicht des Fremden, und es schien, als gefalle ihm die hieher verpflanzte schwedische Sitte, denn er schaute lange dem Treiben des lustigen Völkleins zu und so aufmerksam, daß es den Kronenwirth schier wunderte. Jetzt trat Jener vom Fenster zurück, ging, wie in einer seltsamen Aufregung, hastig einige Male im Zimmer auf und ab und wandte sich alsdann mit der Frage an den Wirth, ob hier noch ein Cantor Braun existire.

Jener sah ihn groß an; er hätte jede andere Frage eher erwartet, als diese. „Ja freilich existirt der noch", gab er dann zur Antwort, „aber wohl die längste Zeit, das heißt:

die längste Zeit ist er Cantor gewesen. Zum heiligen Dreikönigsfest kommt der neue."

„Nun, so hat wohl der Alte sein Schäfchen auf dem Trocknen, das heißt: er kann sorglos leben, da er den Dienst quittirt?" fragte der Gast, aber seine Stimme bebte etwas, vielleicht war's die schwere Kälte, die ihm auf die Brust gefallen während der Reise.

Der Kronenwirth zuckte die Achseln und sagte fast hämisch: „Dienst quittirt! Ja, hat sich was! Da stänb der Gaul ja mitten in dem Grase und könnt' fressen, wenn er's Maul aufthät'! Nein, gnäd'ger Herr, so haben wir nicht gewettet! Des Amts entsetzt ist der Alte, und das ist die Wahrheit. — Der junge Gutsherr will wohl einmal aufräumen mit diesem und jenem, denk' ich mir, und mag seine Gründe dazu haben; d'rum soll ein neuer Cantor in's Dorf. Und sorglos leben könnt' der Alte, meinte der Herr? — Na, seh' einmal einer das schöne Garbenbündel am First, — wer so d'reinschlägt für ein nichtsnutzig Schelmenvolk, wie die Spatzen, — kann der was in die Ecke gelegt haben? Glaubt mir nur, dem da drüben wird's noch sauer ankommen, wenn's am Besten fehlt, denn so ein Gnadengehalt verschlägt nichts."

Der Fremde hatte sich während der etwas breiten Rede des Kronenwirths gegen die Wand gekehrt und schien eine Landkarte zu betrachten; dann warf er, wie halb in Gedanken,

die Frage hin: „Aber der Mann hat vielleicht Kinder, die ihm beistehen können?“

Der Kronenwirth zog auf's Neue die Achseln in die Höhe und diesmal so gewaltig, daß sie die dicken, rothen Ohrläppchen berührten. „Fünf sind klein gestorben“, versetzte er, „von denen ist also nichts zu erwarten, und ein Junge, der am Leben geblieben — nun, das war so ein Obenhinaus, ein Geldverthuer, wollt' Kaufherr werden wie die reichen Leute in der Stadt; wollt's Allen zuvorthun, verbrauchte mehr, als die Alten einzubrocken hatten, machte, wie man zu sagen pflegt, lange Finger; ging dann in alle Welt; weiß kein Mensch, wo er gestorben noch geflogen ist, und wird wohl längst hinter'm Zaun verkommen und ohne Sang und Klang zu Grabe gebracht sein. Die beiden Alten indeß sitzen daheim und haben ihr Kreuz; aber so geht's, wenn man der Kinder Hochmuth füttert.“

Eine dunkle Röthe hatte während der letzten Worte das Gesicht des Fremden bedeckt; es schien etwas in ihm zu kämpfen, jedoch nur wenige Augenblicke, dann zeigte er wieder die ernsten, ruhigen Züge von vorhin. — Während dessen war die Suppe aufgetragen, und der Kronenwirth lud den Gast ein, sich gütlich zu thun; aber man sah es diesem an, daß seine Gedanken mit etwas Anderem, als mit der Suppe sich beschäftigten; er schob auch bald den Teller zurück und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Wunderlich, es will mir heut nicht munden; ich glaube gar, der Appetit ist mir unter-

wegs eingefroren und noch nicht am Aufthauen." — Der Kronenwirth sprach seine Verwunderung aus über ein so seltenes Factum und meinte ganz richtig, ein solches sei ihm noch nie vorgekommen. „Wie ich höre", sagte der Fremde aufstehend, „ist die Kirche hier im Dorfe in Kreuzform erbaut; ist's nicht so, Herr Wirth?"

„In Kreuzform?" entgegnete dieser nachdenklich, „daß ich nicht wüßte; aber möglich wär' es schon, wenn ich auch nie Acht darauf gegeben." Jener konnte ein Lächeln nicht unterdrücken; dem Kronenwirth entging das nicht, und er fügte entschuldigend hinzu: „Ja, sehen Sie, Unsereins versteht das nicht und hat darüber niemalen calculirt. Dazu, wenn man Sonntags in der Kirche sitzt, fällt's Einem nicht ein, umherzugaffen, man schaut andächtig, wie sich's gehört, in's Buch, oder während der Predigt schließt man die Augen, um den Faden nicht zu verlieren, und wenn's vorbei ist, nun, da eilt man fort und ist draußen, man weiß selbst nicht, wie?"

„Ich glaub's, ich glaub's!" versetzte der Fremde hastig, „ein Jeder hat so seine Weise und seinen Geschmack. Mich interessiren alterthümliche Gebäude sehr, namentlich Kirchen, und ich möcht' auch die hiesige einmal in Augenschein nehmen, da ich gerade hier bin und Zeit habe. Ich denke, der Cantor wird trotz des Festtages und der grimmigen Kälte mit mir hinaufgehn."

„Na, da brauchen Sie nur gradewegs auf den Kirchhügel zu steigen, um den Cantor zu treffen", belehrte der Wirth,

„der Alte ist vorhin hinaufgegangen mit den Schlüsseln; wird wohl eins oder das andere im Kirchlein zu thun haben."

Der Fremde nahm den Hut, fuhr rasch in den dicken Pelzrock und verließ das Gastzimmer. Vor der Hausthür wandte er sich noch einmal zu dem ihm das Geleit gebenden Wirthe, legte diesem die Hand schwer auf die breite Achsel und sagte langsam: „Was ich doch noch fragen wollte: also Ihr meint, des Cantors Friedrich sei längst verdorben und verstorben?"

„Ja, was sonst?" versetzte Jener, den Kopf auf die Seite werfend, 's sind just heut — siebenzehn volle Jahr', daß er's verlief wie ein Vagabund oder wie der verlorne Sohn im Evangelium. Mag auch wie der von Trebern sich genährt haben, wer weiß! und wie gesagt, der Friedrich ist längst hinter'm Zaun verkommen."

„Und wenn dem nicht so wäre, Herr Wirth?" entgegnete der Fremde nach einer langen Pause, und seine Stimme klang ernst und gedämpft, „wenn er wieder heimkehrte als rechtschaffener Mann, der den Fehler seiner Jugend schwer gebüßt, wenn er plötzlich vor Euch stände und Euch die Hand zum Gruß schüttelte — gelt, Kronenwirth, da würd' Euch das harte Wort von vorhin leid thun?" — Und er faßte die Hand des Wirths, schüttelte sie heftig und ging dann, ohne eine Antwort abzuwarten, rasch den Kirchweg hinan. Vor der Cantorwohnung blieb er einen Augenblick stehen, richtete die ernstschauenden Augen auf das von Vögeln umschwärmte Dach, auf die kleinen Bleifenster des Stübchens und auf ein

altes blasses Frauengesicht, das drinnen sichtbar wurde, — dann wandte er sich schnell und verfolgte den eingeschlagenen Weg. Der Kronenwirth aber sah seinem seltsamen Gaste ganz verblüfft nach, die Finger schmerzten ihn noch von dem gewichtigen Schütteln; den Kopf hin- und herwiegend ging er in's Haus zurück, und durch sein Hirn fuhr ein wunderlicher Gedanke, der ihn eben nicht in heitere Laune versetzte.

Der alte Cantor hatte gegen seine Gewohnheit die Kirchthür offen gelassen, und der Fremde konnte also ungehindert eintreten. — Noch braus'ten die Klänge der Orgel durch das einsame leere Gotteshaus, noch zeichneten die Sonnenstrahlen ihre goldene Schrift auf Wand und Pfeiler und hie und dort auf die ausgetretenen Sandsteine des Fußbodens. Leisen, fast schüchternen Fußes schritt der Eingetretene durch die Hallen; aber seltsam, er schien der berühmten Kreuzform, weswegen er den langen Weg in der strengen Kälte gemacht hatte, gar nicht zu achten, denn er ging gesenkten Hauptes und hielt die Hand vor die Augen. Einem scharfen Beobachter wäre es übrigens nicht entgangen, daß der Fremde dem trefflichen Spiele lauschte; vielleicht mochte er ein solches in einem abgelegenen Kirchdorfe nicht vermuthet und darüber für Augenblicke der Kreuzform vergessen haben.

Der Cantor hatte eben ein Tonstück beendet und begann nach kurzem Präludium ein neues, und wiederum war es die heut schon so oft gespielte Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf ihn allezeit.“ — Der Fremde

hatte sich auf eine Bank niedergelassen und ließ die feierlichen Töne an sich vorübergleiten. Er schien seltsam bewegt von der Melodie, denn er faltete die Hände, als betete er die Worte nach, wenn auch nicht mit den Lippen, doch tief im Herzen. — Jetzt verklang der letzte Akkord. Der Mann erhob sich rasch, ging lauten Schritts den Hauptweg entlang, stieg die Stufen zur Orgel hinauf und stand alsbald dem verwundert aufschauenden Alten gegenüber. „Gott zum Gruß, Herr Cantor, und ein fröhlich und gesegnet Neujahr!" sagte er mit Herzlichkeit, aber die Stimme zitterte wie von Schwäche oder innerer Bewegung.

„Einen schönen Dank, und wünsch' Euch das Gleiche!" entgegnete der Alte, sein Käppchen etwas lüftend und den Gast aufmerksam betrachtend.

„Ihr habt da eben eine gar prächtige Melodie gespielt", fuhr Jener fort, „die hör' ich vor allen andern gern."

Der Cantor nickte freundlich mit dem Kopfe und sagte: „Ja wohl, ist eine prächtige Melodie und auch ein prächtig Lied voll Glaubens und Vertrauens, und wer's so recht von Herzen lies't oder singt oder spielt, dem ist's ein wahrer Trost, und ich meine, auch das verschlossenste Gemüth müsse sich dabei aufthun. Ist nun schon weit über achtzig Jahre, daß der fromme, geprüfte Neumark es niederschrieb; ist tausendmal gesungen und gespielt, und doch ist's noch Keiner müde worden, und ich glaub', nach hundert Jahren wird man's noch nicht müde sein, sondern stets neuen Trost, neue Er-

quickung darin finden. „Ich spiel's gern", fügte der Cantor nach einer Pause hinzu, und über sein stilles, blasses Gesicht flog ein leichtes Lächeln; „ich spiel's gern, und es kommt mir oft unter die Finger, ohne daß ich's weiß, wie? — Hab's viel gespielt vor Jahren, als mein Sohn noch hier war; der konnt' sich nimmer satt daran hören."

„Mein Vater hat mir's oft spielen müssen, als ich noch zu Haus", bemerkte der Fremde mit leiser Stimme, indem er den tief auf die Stirn gedrückten Hut etwas lüftete, als werde ihm heiß trotz der bittern Kälte. „Mein Vater war auch Cantor", fügte er hinzu, „und spielte die Orgel so gut wie einer. — Seitdem ist eine lange Zeit vergangen, daß ich's nicht vernommen — und heut nun hör' ich's wieder zum ersten Mal, zum ersten Mal nach siebzehn langen Jahren!"

Der Alte starrte dem Fremden bei diesen Worten fast erschrocken in's Gesicht. Es war ihm, als schaue ihn plötzlich aus diesen männlichen ernsten Zügen ein liebes Bild aus weit hinter ihm liegender Zeit an. „Nach siebenzehn Jahren!" wiederholte er erschüttert und ohne den Blick abzuwenden; „nach siebenzehn Jahren! — O du mein Herr und mein Gott! Spielt der Zufall mit mir altem Manne und täuscht mich mein trübgewordenes Auge? Oder" —

Da hielt Jener sich nicht länger; „nein, Vater, Euer Auge täuscht Euch nicht, ich bin Friedrich, Euer Friedrich!" rief er überwältigt aus und lag an der Brust des Alten.

Das waren feierliche Augenblicke im einsam liegenden Dorfkirchlein auf dem Hügel! Draußen ringsum Frost und erstarrtes Leben, drinnen selig klopfende Herzen, in Liebe glänzende Augen und als stille Zeugen die Strahlen der Abendsonne, die langsam von Pfeiler zu Pfeiler glitten, als möchten sie noch nicht fort von der heiligen Stätte wahrhaften Menschenglücks. —

„Wie ist das Alles so wunderbar gekommen!" sagte der alte Cantor, als er sich gesammelt hatte von der jähen Freude; „o ich kann's nicht fassen, nicht ausdenken! Und just heut kommt mir so ungeahntes Glück, heut, wo ich glaubte, mit meinem Dienst Alles zu verlieren!"

„Daß ich eben heut eintreffen wollte", versetzte der Sohn, an demselben Tage, wo ich einst zerschlagenen Gemüths von Euch ging, das war mein Plan von dem Augenblicke an, wo ich den fremden Welttheil verließ; der Tag, welcher Euch und der Mutter den Schmerz der Trennung auf die Seele gelegt, sollte Euch auch die Freude des Wiedersehens bringen. Und so bin ich fast Tag und Nacht gereist, hab' mir nicht Ruhe noch Rast gelassen, um diese meine Lieblingsidee zu verwirklichen, und jetzt dank' ich meinem Gott, der es mir vergönnt, daß der Tag sich nicht neigt, bevor er drei glückliche Menschen gesehen. Und nun kommt heim zur Mutter", schloß Friedrich, „es hat mich Ueberwindung gekostet, sie vorhin im Stübchen zu sehen und nicht hineinzufliegen.

Aber die jähe Freude hätte sie tödten können, und darum war's besser, den Vermittler aufzusuchen."

Der Cantor hatte Frau Martha so nach und nach vorbereiten wollen auf das unverhoffte Glück, das an ihre Thür pochte; aber aus den Augen des Alten schaute die Seligkeit seines Herzens zu klar heraus, als daß die kluge Frau nicht bald errieth, ein gar heller, lieber Gast müsse Wohnung bei ihm gemacht haben. Ein kurzes hastiges Hin- und Herfragen, und sie wußte Alles, und der langentbehrte, langbetrauerte Sohn lag an dem treuen Mutterherzen.

Es währte eine geraume Zeit, ehe es zu gegenseitigen Erklärungen kam, und nun drängten sich Fragen auf Fragen nach dem Schicksal des Heimgekehrten.

„Wie es mir ergangen im Laufe der Zeit, daß ich fern von der Heimath war", sagte Friedrich, „das Alles erzähl' ich Euch später ausführlicher und besser; für heut geb' ich Euch nur einen raschen Ueberblick über das Ganze. Daß Ihr keinen meiner Briefe erhalten, hörte ich schon vom Kronenwirth. Die Ursache davon liegt in den mangelhaften Einrichtungen des Landes, in welchem ich lebte. Von dreißig Briefen gelangt kaum einer an die Adresse. Dazu war ich gleich Anfangs gezwungen worden, tiefer in's Land zu gehen, um mein Fortkommen zu suchen, und von da aus erschweren hundert Dinge den Briefwechsel, wenn sie ihn nicht gar unmöglich machen. — Trotz meiner Kräfte und meines guten Willens wollte es mir lange nicht gelingen in dem fremden Lande, und es ist

mir nicht so leicht als manchem Andern geworden, Schätze zu sammeln. Ich habe schwere Jahre durchgemacht ohne Aussicht auf glücklichen Erfolg. Ich versuchte mich in allen Fächern: ich war Schreiber, ich trug den Bedientenrock, in den hier zu Lande keine Macht der Welt mich gesteckt hätte, ja, was das Aergste, ich führte sogar den Stock eines Sklavenaufsehers! Alles, wie es eben gehen wollte. Ich verlebte schwere Jahre, aber ich erlahmte nicht, ich murrte auch nicht; ich nahm sie hin als Strafe für meinen Leichtsinn, als Prüfung für meine Kräfte. — So vergingen zehn lange Jahre. Da wurde eine Pflanzung zum Kauf ausgeboten, deren Besitzer gestorben war. Die Erben wollten nach Europa zurück, hatten übergroße Eile mit der Veräußerung, da man einen Krieg mit den benachbarten Inseln fürchtete; Kauflustige fanden sich nicht ein, und so ward es mir möglich, für einen Spottpreis eine bedeutende und trefflich eingerichtete Pflanzung zu erstehen. Jetzt war die Bahn gebrochen; es bedurfte nur noch weniger Jahre, und ich stand, ein reicher und geachteter Pflanzer unter meinen Nachbarn und Standesgenossen! Nun aber erwachte auch die Sehnsucht nach Eltern und Heimath in aller Stärke und ließ mich weder ruhen noch rasten. Ich sandte Briefe auf Briefe hierhin, dorthin, um Kunde von Euch zu erlangen. Endlich, endlich eine Antwort und zwar von meinem frühern Principal, mit dem ich seit Kurzem in Handelsverbindung getreten, und diese Antwort brachte meinen Entschluß rasch

zur Ausführung. Jener hatte in aller Stille nach Euch geforscht; Ihr lebtet noch, und da wußte ich auch, daß Ihr meiner in Liebe und Verlangen gedachtet, wie ich Euer. Ich verkaufte meine Pflanzung, machte meine sonstigen Capitalien flüssig und sagte der Fremde Ade. Und so bin ich hier, stehe vor Euch als rechtschaffener Mann, den die Prüfungen des Lebens geläutert, und ich will Euch nun nie mehr verlassen."

V.

„Hab' ich nicht Recht gehabt, Mütterchen?" sagte der überselige Alte, als die Drei Abends traulich bei einander saßen und Rede um Rede tauschten; „hab' ich nicht Recht gehabt, Mütterchen? Bin ich nicht fröhlicher bei Dir eingetreten, als ich von Dir ging. Siehe, in Trauer und Sorge grüßten wir den ersten Tag des neuen Jahres, und nun er zur Rüste geht — wie sind wir so reich und fröhlich, daß wir kaum wissen, wie wir's tragen sollen!" —

„Und es ist uns ergangen wie den Vögeln draußen", fügte Frau Martha bewegt hinzu, „denn wir haben's gestern nicht geahnt, welch übervolles, prächtiges Garbenbündel unser Herrgott uns heut aufstecken würde."

„Ja, ja!" meinte der Cantor und lüftete sein Käppchen, „Wer nur den lieben Gott läßt walten, der hat auf keinen Saud gebaut!"

Inzwischen hatte die Kunde von Friedrichs unerwarteter Heimkehr blitzschnell im Dorfe sich verbreitet, und trotz der

grimmigen Kälte, trotz der hereinbrechenden Nacht lief man zu einander, fragte, hörte, erzählte und schlug vor Verwunderung die Hände über den Kopf zusammen ob der seltsamen Mähr'. — Und der Kronenwirth? — Nun, der stand schweigsam am Fenster, schaute in die Nacht hinein und zerkauete in Gedanken das Mundstück an seiner prächtigen Meerschaumpfeife, die er längst hatte ausgehen lassen. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß der Kronenwirth etwas bereuete: seinen Gang heut Morgen zum Cantor, sein hartes Wort heut Nachmittag gegen Friedrich; beides machte ihm schwere Gedanken und ließ ihn einen Blick in sein Inneres thun, der keineswegs erquicklich für ihn war.

Ob er von da an den Neid und die Unlauterkeit des Gemüths von sich that? — Wir wissen es nicht, aber wir wünschen es ihm von ganzem Herzen; denn der Neidische ist sein eigner und bitterster Feind, und ein unlauteres Gemüth hat mitten im äußeren Glück nimmer das innere, den Frieden, gefunden. Von den erstern möchten wir einen Jeden befreit, von dem letztern einen Jeden beglückt sehen.

L. D.
Mindermann

Mindermann, Marie,

Der Dreifaltigkeitsring und Ein Neujahrstag zwei Erzählungen für die reifere Jugend

Glogau [1860]